Zeitschrift: Neujahrsblatt / Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

Herausgeber: Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

Band: 133 (1955)

Artikel: Die Stadtbefestigung von Basel : die Befestigungsanlagen in ihrer geschichtlichen Entwicklung

Autor: Müller, C.A.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1006937

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DIE STADTBEFESTIGUNG VON BASEL

Die Befestigungsanlagen
in ihrer geschichtlichen Entwicklung

Von C. A. Müller

133. Neujahrsblatt
Herausgegeben von der Gesellschaft zur Beförderung
des Guten und Gemeinnützigen

EM 47 : 133

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK BASEL

Ersatz

In Kommission bei Helbing & Lichtenhahn, Basel 1955

Buchdruckerei Karl Werner AG., Basel

INHALTSVERZEICHNIS

Einleitung: Vom Wesen und Wachstum der Städte 7

1. Frühe Zeit 9

Das römische Kastell 9

Die Bischofsburg 12

Die Oberstadt 12

2. Die erste Befestigung der Talstadt 15

Siedelungen vor der Stadt 15

Der Salzturm 16

Die Mauer Bischof Burkards 17

Die Gründung des Klosters St. Alban 20

3. Die Stadtbefestigung des 12. und 13. Jahrhunderts 21

Neues Wachstum 21

Bau einer erweiterten Stadtmauer 23

Bau der Rheinbrücke und der rechtsufrigen Stadt 27

4. Die Stadtbefestigungen des 14. Jahrhunderts 31

Klostersiedelungen vor den Mauern 31

«Selbständige» Vorstadtmauern 33

Der Bau der neuen Ummauerung 36

Ihr militärischer Wert 40

5. Die Verstärkungen der Befestigung im 15. und 16. Jahrhundert 43

Künstlerischer Schmuck 43

Bollwerke 44

Bastionen 49

6. Die Verstärkungen des 17. Jahrhunderts 51

Basels Lage beim Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges 51

Pläne und Gutachten zur Verstärkung der Befestigung 55

Das Wirken Adam Stapfs 55

Der «Fall» Faulhaber 59

Am Ende des Krieges 61

Bau der Festung Hüningen 62

7. Die Stadtbefestigung im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert 64

Erhaltung des Bestehenden 64

Kriegsgefahren 67

Angabe der benützten Quellen und Literatur 70

Erklärungen zu den Bildern 72

Einleitung: Vom Wesen und Wachstum der Städte

Im Mittelalter und bis ins 19. Jahrhundert hinein hatte eine als Stadt bezeichnete Siedelung den Dörfern und andern Ortschaften drei Vorzüge voraus: Fürs erste die Sicherung durch Mauern und Tore, sodann eigenen Rat und eigene Verwaltung, und zum dritten das Recht, Märkte abzuhalten und, damit verbunden, Handwerk und Gewerbe zu treiben. Diese Privilegien boten bestimmten Ortschaften Aufstiegsmöglichkeiten, so daß sie weit über ihre Nachbarorte hinausgehoben wurden; manche von ihnen wuchsen denn auch, damit begabt, zu stattlicher Bedeutung heran. Bis ins vergangene Jahrhundert zeichneten sich in der Schweiz über hundert Ortschaften als rechtlich bevorzugte Städte aus. Von weiteren sechzig Siedelungen weiß man, daß sie ebenfalls mit städtischen Privilegien ausgestattet worden sind. Widrige Umstände verwehrten es ihnen aber, in die Höhe zu kommen. Wenn sie je einmal Ringmauern besaßen, so verloren sie diese wieder und sanken zum gewöhnlichen Dorf herab; ja eine ganze Anzahl von ihnen verschwand überhaupt vom Boden und damit aus der Erinnerung der Menschen.

Weitaus die meisten Städte unseres Landes – ob wir nun die bestehenden oder die versunkenen betrachten – sind Gründungen des 12. und 13. Jahrhunderts und verdanken ihr Bestehen wie ihre Bevorzugung adeligen Herren, die mit solchen erweiterten Burgen – als welche die Städte anzusehen sind – ihr Gebiet zu sichern und wirtschaftlich zu heben versuchten. Nur wenige unter unseren Städten reichen als solche in das erste christliche Jahrtausend zurück. Ihren Ursprung verdanken die einen einer römischen Siedelung oder Befestigung, die andern – wie etwa St. Gallen und Schaffhausen – einer klösterlichen Niederlassung. Diese älteren Städte nennen wir mit Recht die aus der Frühzeit «gewachsenen», während die übrigen, deren Anlage und Förderung dem Willensakte eines Herrn oder Geschlechts entsprangen, «gegründete» Städte sind.

Daß Basel zu den ältesten Städten unseres Landes und einer weiten Umgebung gehört, dürfen wir mit einigem Stolz vermerken. Dabei übersehen wir aber leicht, daß die Stadt am Rheinknie noch eine Ausnahme unter allen uns bekannten Städten bildet; denn sie setzt sich aus den beiden vorhin auseinandergehaltenen Arten von Städten zusammen: Einmal besitzen wir in Groß-Basel eine seit dem Altertum gewachsene, dazu in Klein-Basel eine im Mittelalter durch den Stadtherrn, den Bischof, neugeschaffene Stadtanlage.

Wenn wir den Grundriß unserer alten Stadt betrachten, so wird es uns sofort auffallen, wie regelmäßig die Straßenzüge Klein-Basels verlaufen. Anderseits entdecken wir in der linksufrigen größeren Stadt so etwas ähnliches wie die «Jahrringe» an einem Baum, die sich um den Kern der Siedelung, den Münsterhügel, legen. Besonders deutlich erkennen wir zwei auffällige Streifen, die die Innenstadt in einem engern und einem weiteren Bogen umschließen und so noch heute ein Wachstum nachweisen, das weit zurückliegt. Daß solche Beobachtungen möglich sind, verdanken wir in erster Linie den Befestigungen, welche die wachsende Stadt einst nicht hatte entbehren können und die bei jeder Erweiterung hinausgeschoben oder besser gesagt, neu errichtet werden mußten, ohne daß die bisherigen verschwanden.

Das haben die alten Städte den neuen, von der Industrie geschaffenen voraus, daß sie im Innern einen festen Kern besitzen, der scheinbar eine gewisse Unregelmäßigkeit aufweist, bei näherem Betrachten jedoch weit sinngemäßere Gassenzüge besitzt, als sie die neuzeitlichen schnurgeraden Straßen darstellen. Und welchen Vorzug bieten nicht die ehemaligen Befestigungsringe noch heute, wenn sie in breite Ringstraßen oder Grünflächen umgewandelt wurden? Nicht nur bieten sie eine unübertreffliche Orientierungsmöglichkeit, sondern sie lassen auch den Menschen, der durch die von Hast und Getriebe erfüllten Großstadtstraßen eilen muß, einen Augenblick aufatmen, ohne daß er sich dessen bewußt wird. Die Epochen, in der eine Stadt langsam gewachsen ist, machen sich so immer noch bemerkbar. Und wenn nun auch Basels Ringmauern seit bald hundert Jahren größtenteils verschwunden sind, so leben sie doch irgendwie noch weiter. Man denke nur etwa darüber nach, was das bedeutet, wenn wir sagen, wir gingen «in die Stadt»: – meinen wir damit nicht unbewußt noch immer jenes Basel, das hinter den Mauern verborgen war, sogar jenes ältere, das die Vorstädte noch nicht kannte? So zäh lebt das mittelalterliche Basel in uns nach. –

1. Frühe Zeit

Das römische Kastell

Daß der Hügelsporn südlich des Rheinbogens schon frühe zur Besiedelung und zur Errichtung eines befestigten Ortes verlocken mußte, wird uns besonders erklärlich, wenn wir uns das Aussehen der Landschaft in der ersten Zeit von Basels Bestehen vergegenwärtigen. Der länglich auslaufende Hügel, auf der Seite gegen den Strom durch den steil in die Fluten abfallenden Abhang gesichert, besaß auch auf der gegenüberliegenden Landseite genügenden Schutz, sowohl durch die ebenfalls recht steile Böschung wie durch die früher wohl ziemlich sumpfige Niederung des Birsigtals. So bedurfte die Siedelung auf dem Höhenrücken einzig an dessen schmaler Südostseite einer künstlichen Abschnürung durch Graben und Wall, dort wo die schmale Hügelzunge sich vom etwa gleich hohen Hinterlande löste.

Von dem derartig schützenden Hügel konnte man in jener Frühzeit, als das Volk der Rauriker hier vielleicht eines seiner «oppida» besaß, rings ins umgebende Land schauen. Ohne Hindernis schweifte der Blick vom steilen Uferbord aus rheinauf- und rheinabwärts. Das jenseitige Flachufer, das damals wohl kaum eine Hütte trug, lag völlig überschaubar zu Füßen. Ein Bewohner des Hügels von Basel konnte sich wirklich wie in einer sicheren Burg fühlen, die erhaben über dem Lande und den oft reißenden Wassern von Strom und Fluß thronte.

Daß die Besiedelung der markanten Stelle über dem Rheinbogen in frühe Zeit zurückreicht, ist gewiß. Doch gehen die Meinungen der Forscher in der Beantwortung der Frage auseinander, wann der Ursprung der heutigen Stadt anzusetzen sei. In den Jahren 1856 und 1857 stieß man bei Bauarbeiten an der Bäumleingasse (Nr. 5 und 7 beim jetzigen Gerichtsgebäude) auf sehr tiefreichende Mauern und aufgeschüttete Erde, die offenbar einen alten Graben ausfüllte. Auch 1860 kamen weiter oben, an der Ecke der Bäumleingasse zur Rittergasse (beim Haus zum Delphin) weitere Teile dieses Grabens zum Vorschein, der den Münsterhügel gegen Südosten hin abschnürte und sicherte. Systematische Grabungen vom September 1901 bestätigten sodann das Vorhandensein dieser uralten Befestigung aufs deutlichste und wiesen auch deren Tiefe und genaue Richtung nach. Professor Felix Staehelin vertrat die Meinung, daß dieser von Dr. Karl Stehlin festgestellte

«Halsgraben» im Zuge der Bäumleingasse aus spätkeltischer Zeit stamme, das gallische «oppidum» zu schützen gehabt habe und später dann auch von den Römern bei ihrem Kastellbau mitbenützt worden sei. Im Jahre 1951 wurde jedoch durch eine tiefe Grabung im Garten des Hauses zum Delphin, die den Querschnitt aufzeigte, einwandfrei festgestellt, daß dieser Südgraben des Kastells nicht keltisch, sondern spätrömisch ist. In der Dissertation des jungen Basler Forschers Rudolf Fellmann, der sich mit diesem Problem beschäftigte, wird klar bewiesen, daß dieser Graben parallel zur dahinter durchziehenden Kastellmauer verläuft.

So geht also der erste bekannte in Resten nachweisbare Befestigungsbau nicht so weit zurück, wie es seit bald hundert Jahren geglaubt worden ist. Der Graben scheint nicht älter zu sein als die Mauern, die ebenfalls schon im letzten Jahrhundert zutage getreten sind. Immer und immer wieder traf man auf dem Münsterhügel bei Grabungen für Straßenbau und für Neubauten auf die Reste der spätrömischen Castrumsmauer. Man stellte sie 1837 und 1860/61 bei der Tieferlegung der Rittergasse, 1885 beim Bau der Untern Realschule und 1887 beim Abbruch der Ulrichskirche fest. 1895 kam sie weiter westlich beim Bau des Gerichtsgebäudes hinter dem Domhof zum Vorschein, so daß die ganze Südseite in ihrem Verlauf nachweisbar wurde. Von der Westseite fanden sich ebenfalls Spuren, so 1921 am Rande des Hügels hinter den alten Domherrenhäusern am Münsterplatz (jetzt Gymnasium, Andlauer- und Reinacherhof). Schließlich wurde auch im Keller des Schulhauses zur Mücke ein Teil dieser Mauer festgestellt. Dagegen war der weitere Verlauf der Befestigung an der Nordwestseite bis vor kurzem unbekannt. Bisher wurde der Abschluß des Kastells auf dieser Seite des Hügels am obern Ende des Rheinsprungs, etwa beim Brunnen an der Augustinergasse, oder sogar erst an der Hügelspitze bei St. Martin, gesucht. Doch als man 1951 für den Erweiterungsbau des Völkerkundemuseums das Haus Augustinergasse 6 abbrach, wurden beim Aushub des nicht unterkellerten Bodens deutliche Spuren eines Grabens gefunden. Professor Rudolf Laur wies diesen auf klare Weise als zum nordwestlichen Abschluß des Römerkastells gehörig nach. Damit erklärt sich nun auch die eigenartig abgeschrägte Flucht der Häuser auf dieser Seite des Münsterplatzes, deren Parzellen nach hinten an die Kastellmauer stießen.

Das Kastell von Basel mochte zu jenem Befestigungssystem gehört

haben, das unter den römischen Kaisern Diocletian (284–305) und Constantin (307–337) errichtet wurde; es hatte die Rheinlinie zu decken, als unser Strom nach dem Fall des «Limes», jenes weit nach Germanien vorgeschobenen Grenzwalls, und dem Verlust des rechtsrheinischen Dekumatenlandes aufs neue die Sicherung des römischen Reiches übernehmen mußte. Damals wurden in aller Hast neue Grenzfesten geschaffen; das Material dazu nahm man, wo es am schnellsten zur Hand war. Das erklärt, weshalb auch in Basel die aufgefundenen Fundamente der Kastellmauer fast nur aus Trümmern von zerstörten älteren Bauwerken der römischen Zeit bestanden.

Außerhalb dieser stark ummauerten Feste, die die Form eines Trapezes aufweist und deren Raum größtenteils im heutigen Münsterplatz wiederzufinden ist, bestanden nachgewiesenermaßen noch andere Bauten aus römischer Zeit. Vielleicht rühren ihre Reste von einer früheren Siedelung her, die nach dem Bau des dringend nötig gewordenen Kastells aufgegeben wurde und deren Steine zum Aufrichten der festen Mauer dienten. Möglicherweise blieb aber eine zivile Ansiedelung außerhalb der Mauern, besonders am äußern Ende des Hügelsporns, gegen die Mündung des Birsigs hin, erhalten. Wir wissen, daß sogar an Örtlichkeiten, die den Schutz des Münsterhügels nicht genossen, Bauten vorhanden waren; das beweisen uns Bodenfunde in der Senke der Birsigmündung sowie in der Nähe der späteren «Freien Straße», wo gewerbetreibende Leute ihre Wohnsitze gehabt haben. Allein da diese Ansiedelungen kaum durch Mauern geschützt waren, mögen sie in den Kriegsstürmen des 4. Jahrhunderts schwer gelitten haben.

Zwar vermochte Kaiser Julian den Alemannen im Jahre 357 bei Straßburg eine große Niederlage beizubringen, so daß sie für ein halbes Jahrhundert keine größeren Angriffe mehr wagten. Aber die Befestigungen, die bisher die Rheinlinie deckten und die vom letzten edlen Vertreter des Römertums in unsern Landen, Kaiser Valentinian I. (364–375), noch verstärkt wurden, vermochten die Entwicklung auf die Dauer nicht aufzuhalten. Das römische Reich war von innen her dem Zerfall preisgegeben. Um die Mitte des 5. Jahrhunderts setzten sich die Alemannen und Burgunder endgültig im Elsaß fest und drangen von dort her in Rauracien ein. Die meisten Bauten der Römer fielen in der Folgezeit der Zerstörung anheim; ihre Kultur jedoch hielt vielfach stand und wirkte noch lange nach. Daß sich innerhalb der bisherigen Städte nicht unbedeutende Siedelungen erhielten, die wie Basel bis auf

unsere Tage ihre wichtige Rolle spielen, ist in erster Linie den frühchristlichen Gemeinden zu verdanken, die sich als geistige Zentren auswirkten.

Die Bischofsburg

Die Organisation des ehemaligen römischen Reiches wurde weitgehend von der sich aufbauenden Kirche übernommen. So bekam auch das Raurikerland ein kirchliches Oberhaupt, das der burgundischen Kirchenprovinz von Besançon angegliedert wurde. Daß Augst im 5. Jahrhundert als alte Hauptstadt unseres Gebietes in seiner Bedeutung von Basel überflügelt wurde, sehen wir deutlich daraus, daß die Stadt am Rheinknie zum Sitz des Landesbischofs wurde. Hätte Augusta Raurica diesen Vorzug beibehalten, so wäre ihm vermutlich jene Entwicklung beschieden gewesen, die späterhin Basel zufiel. Daß diese Verschiebung eintrat, verdanken wir vielleicht den alten Römermauern, die sich beim Kastell von Basilea besser gehalten hatten, als bei jenem in Augst; die erstern mochten der Bevölkerung und damit der bedeutsamen christlichen Gemeinde, über die wir weiter nichts erfahren, für gewisse Zeit einigen Schutz geboten haben. Innerhalb des Kastells auf dem Hügel zwischen Rhein und Birsig schlug der Bischof des Raurikerlandes seinen endgültigen Sitz auf. An der Stelle eines Tempels erstand die erste Domkirche, die dann in fränkischer Zeit erweitert wurde. Die Wohngebäude des Bischofs und seiner Kleriker und Diener, die in der Nähe des Gotteshauses standen, wurden ebenfalls stetig umfangreicher und für das Leben der Stadt wichtiger. Die ehemalige befestigte Römerstadt wurde schließlich so zur Burg des Bischofs und aus dieser ging das mittelalterliche Basel hervor, dem die heutige Stadt noch immer stark verpflichtet ist.

Die Oberstadt

Die alte Umwehrung muß während Jahrhunderten ausgenützt worden sein. An der Stelle, wo sich der nördliche Ausgang aus dem alten Kastellareal befand, erhob sich im Zuge der mittelalterlichen «Spiegelgasse», der heutigen Augustinergasse, «Kraftos Turm». Dieser blieb weiterhin stehen, als auch der äußere Sporn des Münsterhügels bis zur Spitze bei St. Martin mit einer Befestigung umzogen worden war, wie

ja auch die abschließenden Tore und Türme an den westwärts vom Münsterplatz abzweigenden Gassen erhalten blieben, sogar nachdem schon eine Talstadt mit eigener Ringmauer bestand. An der Südostseite verlief die wichtige Befestigung wohl noch lange der alten römischen Kastellmauer nach, da diese hier die günstigste Stelle zur Verteidigung, hinter der kleinen Senke der spätern Bäumleingasse, ausgewählt hatte. Auch am Bord gegen den Rhein hin war vermutlich ein Einschnitt vorhanden, hinter dem ein befestigtes Haus die Ecke der Stadt besonders sicherte, der spätere «Ramsteinerhof». Das südliche Ausgangstor aus dieser frühmittelalterlichen Stadt stand während Jahrhunderten an der Stelle, wo schon der Römerweg das alte Kastell verlassen hatte, nämlich dort, wo die Bäumleingasse von der Rittergasse abzweigt; das Luftgäßlein, das den innersten Teil eines alten auf die Felder von St. Margarethen und weiter führenden Weges darstellt, zielt ja auch heute noch auf das ehemalige, längst verschwundene Tor hin.

Wie diese erste mittelalterliche Befestigung ausgesehen hat, können wir uns nur schwer vorstellen. Die Fundamente werden zum Teil noch aus der Epoche der Römerherrschaft gestammt haben; von zerfallenden Bauten mag weiteres Material zur Verbesserung und Erhöhung der Mauern und Türme verwendet worden sein. Wie stark sie gegen einen feindlichen Ansturm wirksam waren und ob die Verteidigungsmittel an Mannschaften und Waffen ausreichten, entzieht sich unserer Kenntnis. Wir wissen nur, daß die wilden Ungarn, welche ganz Deutschland verheerten – vermutlich durch unerwarteten Überfall –, in die Stadt Basel eindringen und am 20. Juli des Jahres 917 den damaligen Bischof Rudolf töten konnten.

Daß sich die Stadt zuerst nordwärts vom Münsterplatz entwickelte, sehen wir daraus, daß die älteste Pfarrkirche St. Martin, die dem Patron nach zu schließen, der fränkischen Zeit entstammt, am äußersten Hügelsporn entstand. Außerhalb des Tores, das noch im Jahre 1297 neben dem Hofe des Domherrn Rudolf Krafto bezeugt wird, müssen also lang vor dem Beginn des zweiten Jahrtausends zwei Gassen auf dem Hügel nordwärts gezogen sein, von denen die eine, der «Rheinsprung», mit einem Tor bedacht wurde. Vermutlich stand dieses in der Mitte der zur Birsigmündung absteigenden Gasse, angelehnt an den Kirchhügel von St. Martin etwa dort, wo sich das zweitoberste der kleinen Fachwerkhäuslein in die Strebepfeiler der hohen Friedhofmauer

einschmiegt und wo auf der Gegenseite eine Lücke zwischen der alten Universität und dem Haus zum «Kranichstreit» zum Rhein hinausschauen läßt. Der Weg, der hier hinab ins Freie führte, erlaubte von der Birsigniederung jenseits die sanfte Halde hinaufzusteigen, ferner mit der Fähre an das rechte Gestade des Rheins hinüber zu gelangen.

Wie die Ringmauer von diesem Tor am Rheinsprung weg um den Hügel von St. Martin herum nach der Westseite des Hügels verlief und den Anschluß an den Bering des römischen Kastells fand, läßt sich nur schwer ermitteln. Anhaltspunkte gewinnen wir immerhin durch die Grenzen der Liegenschaften, wie sie uns der Stadtplan von 1857/59, von Geometer L. H. Löffel aufgenommen, festgehalten hat. Soweit die Parzellen von Martinskirchplatz und Martinsgasse nach der Halde zu vorstoßen, so weit wird der Raum innerhalb dieser frühen Mauer gereicht haben; deutlicher noch zeigen die beiden schmalen Sackgäßlein, die auf dem Löffel'schen Plan vom Martinsgäßlein südwärts und vom Stapfelberg her nordwärts der obern Kante des Hanges entlang führen, wo die Befestigung durchzog. Aber auch einige Teile dieser Mauer sind heute noch zu entdecken, wenn wir uns die Mühe nehmen, vom hintern Teil des Rathauses her in die Hinterhöfe der Häuser am obern Marktplatz zu blicken: Besonders hinter dem Hause Martinsgasse 4/6 muß uns eine eigentümliche Mauerwand auffallen, an die erst tief unten Seitenflügel der Talstadthäuser anstoßen. Schließlich sehen wir noch im Hofe des Zunfthauses zum «Schlüssel» an der Freien Straße (Nr. 25) aus der anstoßenden Mauer des Nachbarhauses zur Linken (Füglistaller, Nr. 23) eine dicke Quaderreihe hervortreten, die vielleicht zur alten Ringmauer gehört; wahrscheinlich wurde sie im weitern Verlauf abgebrochen, weil sie für den Hof der Zunft im Wege war.

Nur wenige Schritte von diesem letzten vermuteten Stück dieser frühen Ringmauer entfernt, mag sich ein Tor erhoben haben, nämlich dort, wo der Schlüsselberg in rechtem Winkel zur Halde gegen das Birsigtal ausmündet. Oberhalb dieses Tores liefen in einer kleinen Mulde, die für den Abstieg trefflich ausgenutzt wurde, Schlüssel- und Stapfelberg zusammen. Und unterhalb des Ausgangs war es wohl leicht, die etwas sumpfigen Auen am Flüßlein zu überqueren, um durch das natürliche kleine Tal in der linken Halde, den «Spalenberg», hinaufsteigend, die Felder und Wälder der westlichen Tafel zu erreichen.

Von diesem Törlein am Schlüsselberg stieg die Mauer wieder leicht an der Halde hinan bis zum Haus zur «Mücke», wo der Anschluß an

die alte Kastellmauer gefunden wurde; dieser entlang führte die Befestigung weiter, wohl die römischen Fundamente mitbenützend. Auch hier zwischen Schlüsselberg und Münsterberg zeigten noch in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts die Parzellengrenzen deutlich, wo die Hügelstadt ihr Ende fand. Oberhalb dieser frühen Stadtmauer muß auch der Lichtenfelserhof gestanden haben, der vom Münsterberg, früher «Spittelsprung» genannt, mit einem Hof und Seitenflügeln der alten Mauer entlang tief hinter die Häuser von Münsterplatz und Freie Straße reicht. Nur wenig unterhalb des Einganges zu diesem Hof lag auch das Tor, das den Münsterberg abschloß. Hinter den Häusern an der Freien Straße (Nr. 83 bis 91), deren Reihe eigentümlich rund gegen die Gasse vortritt, wird sodann die Mauer gegen die Befestigung im Zuge der Bäumleingasse abgebogen sein. Damit haben wir auf unserm Rundgang um den Münsterhügel das am frühesten bekannte Stück der alten Kastellmauer wieder erreicht.

Große Teile dieser beschriebenen Ummauerung der Oberstadt und des Römerkastells mögen noch in der Mitte des 13. Jahrhunderts bestanden haben. Auf deren Tore an der Augustinergasse, dem Schlüsselberg, dem Münsterberg und der Rittergasse stützte sich wohl die Befestigung, die unter Bischof Berthold von Pfirt (1249–1262) errichtet worden sein soll. Dieser Kirchenfürst lebte mit der kaisertreuen Bürgerschaft Basels in schwerem Streit, weshalb er versuchte, das geistliche Viertel «auf Burg» gegen die übrige Stadt abzuriegeln. Das scheint ihm so wenig gelungen zu sein wie zuvor, als 1247 die bischöfliche Pfalz von den städtischen Gegnern in Schutt und Asche gelegt wurde; in diesen Kämpfen werden die Tore der alten Oberstadt ihren Abbruch erlebt haben.

2. Die erste Befestigung der Talstadt

Siedelungen vor der Stadt

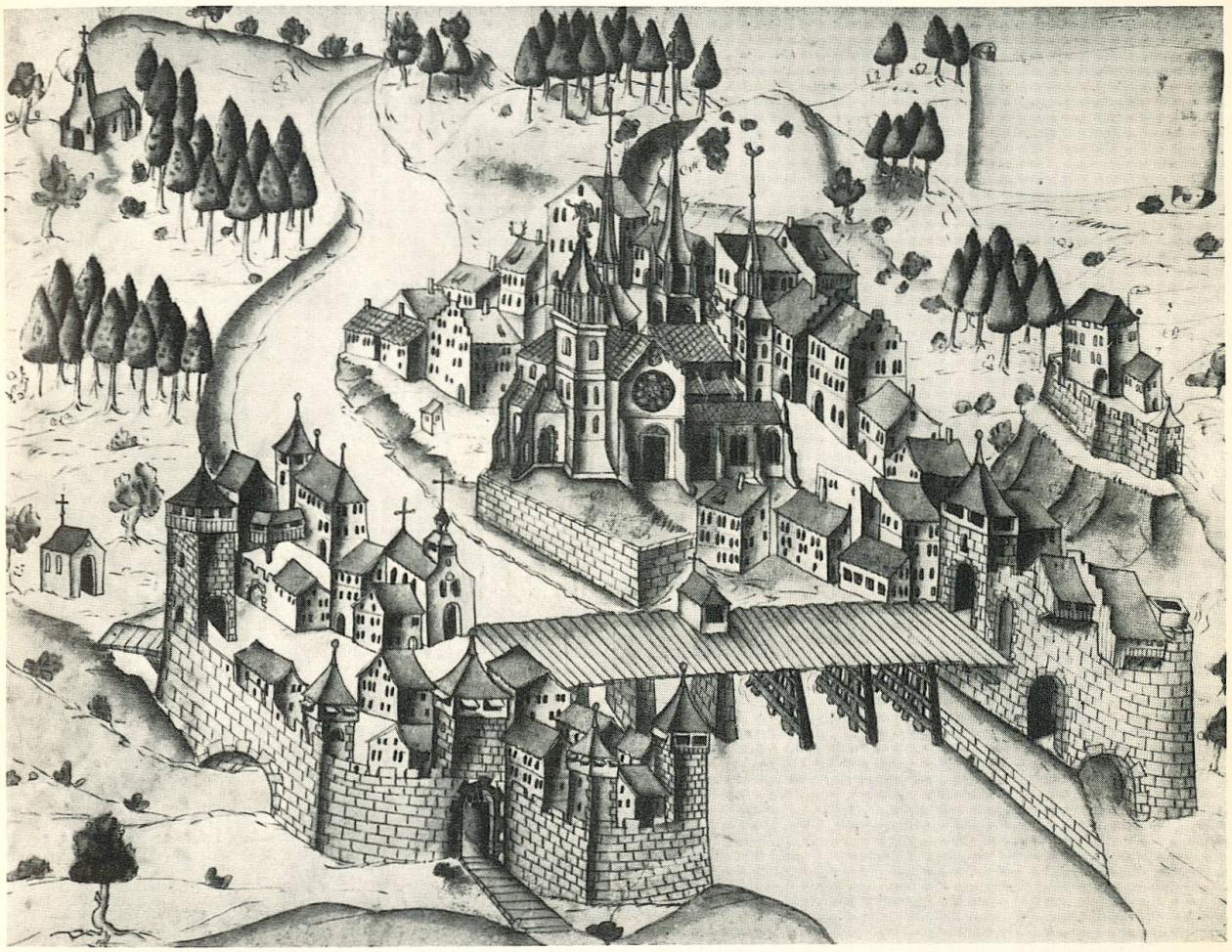
Schon frühe mochten an der Mündung des Birsigs in den Rhein Hütten von Fischern und Schiffleuten gestanden haben. Ihnen gesellten sich im Laufe der Jahrhunderte weitere zu, sei's am Saum des Stadthügels, um den die Eisengasse im Bogen herumführte, sei's an den Wegen beidseits des Birsigs, die später nach Wirtshäusern «Kronen-

gasse» und «Schwanengasse» genannt wurden. Langsam rückten die Bauten der wachsenden Talstadt dies- und jenseits des kleinen Flusses vor. Vielleicht schon in der fränkischen Periode standen Häuser am Fuße des westlichen Abhangs, wo gute Quellen mit Trinkwasser versorgten. Am Petersberg fanden sich 1936 Fundamente von Fachwerkbauten aus Eichen- und Tannenstämmen; sie gehörten einem kleinen Quartier von Handwerkern an. Schon am Ende des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung mochte dieses Viertel mit dem an der Birsigmündung eine zusammenhängende offene Siedelung gebildet haben, deren Mittelpunkt der «Fischmarkt» am damals noch offen fließenden Flusse darstellte.

Wie und wann diese an die Hügelstadt anschließende untere Ortschaft ihre erste Sicherung durch eine Umzäunung oder Ummauerung erhalten hat, können wir heute nicht mehr feststellen. Es wird vermutet, daß die erste Befestigung der Unterstadt dem rechten Birsigufer entlang lief. Damit ließe sich der «Weiße Turm» in Zusammenhang bringen, der im Jahre 1241 erwähnt wird und an der Stelle des Eckhauses am Marktplatz zur Freien Straße, hart am Birsigufer, stand.

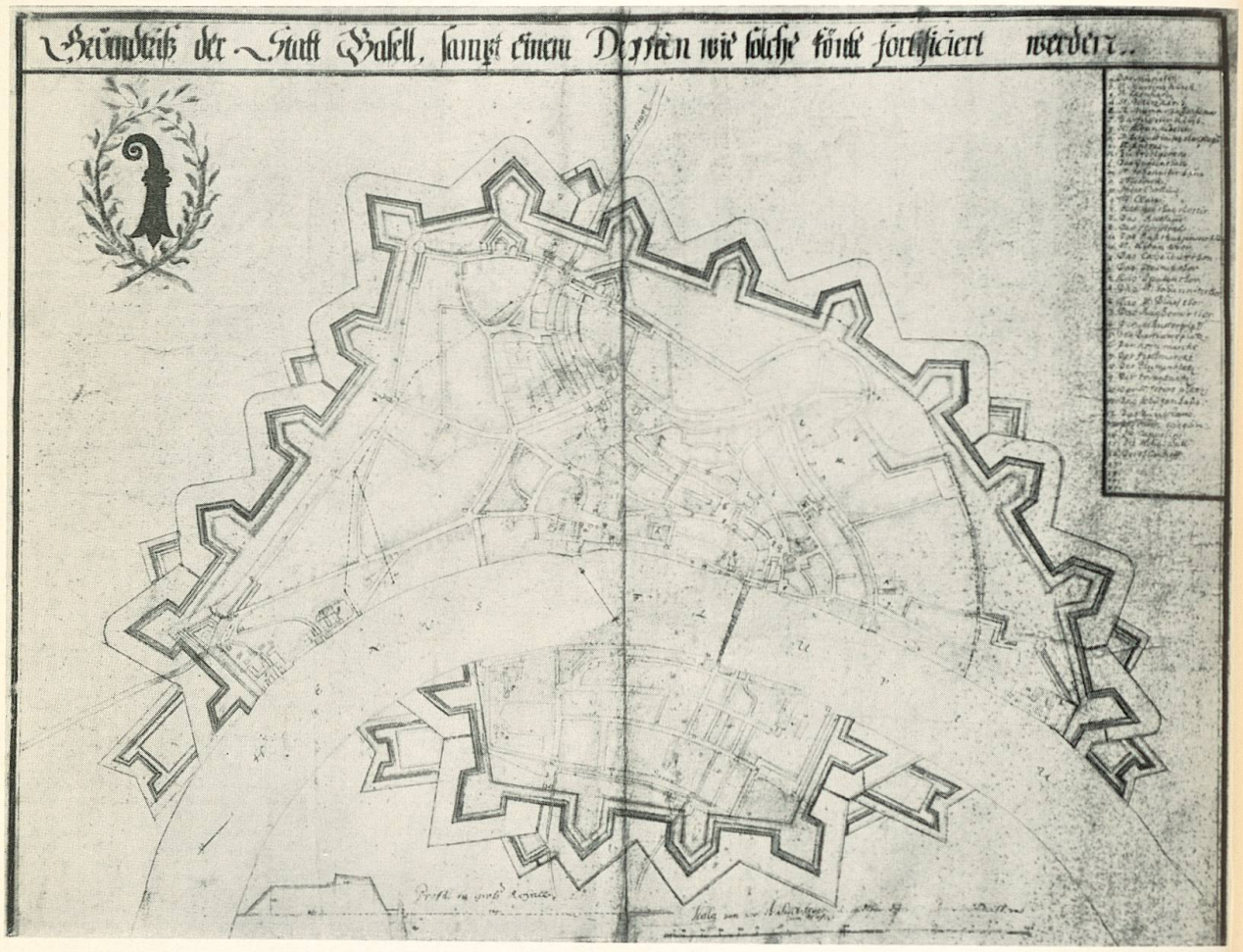
Der Salzturm

Wie aber ist nun der «*Salzturm*» zu erklären, der an der Schifflände die Mündung des Birsigs sicherte und als das älteste Gebäude Basels galt? Matthäus Merian wußte von ihm auf seinem 1617 erschienenen Stadtprospekt zu berichten: «Der Saltzthurn ist das eltste Gebäw in Basel / erstlich zur Fahr dahin gesetzt / daselbsten auch Ariovistus der Teutschen König in kleinen Nachen wider hinüber in Teutschland geflogen (d. h. geflohen) / als er von Julio Caesarn / bey S. Apollinaris / nicht fern von Basel geschlagen worden.» Wenn nun auch kaum anzunehmen ist, daß der Salzturm schon zu den Zeiten Ariovists (der germanische Heerführer wurde im Jahre 58 v. Chr. von Cäsar besiegt) bestanden hat, so ist doch dies gewiß, daß der trutzige, aus Quadern zu ansehnlicher Höhe aufsteigende Bau schon in einer frühen mittelalterlichen Zeit den Landeplatz am Rhein und die Überfahrt über den Strom gesichert hat, also wahrscheinlich schon bevor die Unterstadt Basels sonstwie befestigt war. So etwa wie in Aarau der Turm «Rore» den Übergang über die Aare bewachte, noch ehe neben ihm eine befestigte Stadt bestand.



1. Das «alte Stadtbild» von Basel.

Aquarell eines Unbekannten, aus dem 17. Jahrhundert, nach dem verschollenen Original.



2. Entwurf zu einer Neubefestigung der gesamten Stadt.
Aquarellierte Federzeichnung, unsigniert. Um 1624.

Die Mauer Bischof Burkards

Von Bischof Burkard von Fenis, der das Bistum von 1075 bis 1105 regierte, wissen wir, daß er in Basel eine neue Mauer errichtet hat. Es kann dies nur jene gewesen sein, die sich zwischen dem Birsig und dem *linken* Talhang hinzog und von deren Türmen und «Schwibbogen» gewisse Stellen in alten Schriftstücken berichten. Schon Daniel Fechter hat in seiner Topographie Basels von der Möglichkeit gesprochen, daß zeitweilig in dieser Gegend, auf dem linken Ufer des Birsig gegen den Peters- und Spalenberg hin, ein fester Stadtabschluß bestand. Spätere Forschungen von August Bernoulli und G. Burckhardt bestätigten diese Vermutung und gaben weitere Anhaltspunkte für dieses Werk Bischof Burkards.

Als Angelpunkt dieser frühen Befestigung der Basler Talstadt muß der «Salzturm» gedient haben, der – falls er nicht schon vorher bestanden hat – sicher von Bischof Burkard errichtet worden ist. Von hier zog sich die Mauer hinter den Häusern der heute verschwundenen Schwanengasse hin, die links vom Birsig Blumenrain und Fischmarkt verband. Der merkwürdige Verlauf des untern Petersbergs, der ebenfalls nicht mehr besteht, läßt, wenn wir ihn auf alten Plänen verfolgen, allerlei Vermutungen aufkommen: er umschloß mit zwei Armen einen fast quadratischen Häuserblock, dessen östliche Hälfte innerhalb der ersten Talstadtmauer lag. Damit ist auch der nordwärts strebende Teil der Gasse erklärbar, der parallel mit der Befestigung hinter dieser verlief. Der andere westwärts führende Arm des Petersbergs wurde schon bald, frühestens im 13. Jahrhundert, mit einem Durchgang durch die Mauer versehen; denn beim Hause Petersberg 15 wird damals ein «Schwibbogen» erwähnt, der zur «Neuen Gasse» hinausgehen ließ. Den alten freien Raum vor diesem Durchlaß bekundete noch bis in unsere Zeit hinein der merkwürdig ansteigende Platz vor dem leider abgebrochenen «Straßburgerhof».

Vom Petersberg weg strich die alte Befestigung der Halde entlang südwärts bis zum Turm «ze Schalon» (später Schalatzturm genannt), der an der Nordwestecke des Andreasplatzes emporragte (Andreasplatz 14). Auf dieser ganzen Strecke geben uns die Liegenschaftsgrenzen vielfach noch heute die genaue Stelle der Ringmauer an: Vom alten Kellergäßlein lag nur der untere schmale Teil innerhalb des Berings, der breite mittlere Teil aber direkt davor. Beim Totengäßlein gehörte

der ebene untere Anfang noch in die frühe Talstadt; auf der südlichen Seite der Gasse hält die Liegenschaftsgrenze zwischen den Häusern an der Schneidergasse und dem Haus zum Sessel (Totengäßlein 1/3) den Verlauf der Mauer fest, die wenig weiter auf den schon genannten Schalatzturm stieß. Anschließend an den Turm zeigt der aufsteigende Engpaß zwischen dem vordern und dem hintern Teil des Andreasplatzes noch heute deutlich den alten Stadtabschluß an.

Nun wird uns auch der Sinn und Ursprung jener schmalen Sackgasse klar, die vom Imbergäßlein südwärts abzweigt; verläuft diese doch genau in der Fortsetzung der bisher von der Mauer verfolgten Richtung. Am Ende dieser eigentümlichen Gasse wird einst ein starker Turm gestanden sein, der hier die Ecke der Befestigung gegen den Berghang sicherte; denn die Mauer bog hier beinahe rechtwinklig südostwärts ab, überquerte den heutigen Spalenberg bei den Häusern Nr. 10/12 und 9/11 und gelangte so zum Münzgäßlein, das dem Gewerbekanal des Rümelinsbaches entlanglief. Auf der Liegenschaft Spalenberg 11, die mit der von Münzgäßlein 16 zusammenstieß, erhob sich an der Ringmauer Bischof Burkards der «rote Turm», der den Einlauf des Rümelinsbaches beschützte; nach diesem Turm war das Haus Spalenberg 11 noch im Jahre 1400 bezeichnet. Daß am Spalenberg ein Tor bestanden hat, ist anzunehmen; vielleicht war es jener Stadtausgang, der als erster nach «Spalon» genannt wurde, welcher Name sich sodann bei jeder Stadterweiterung auf das hinausgeschobene Tor übertrug.

In Fortsetzung des Münzgäßleins zieht ein tieferliegender Streifen des Rümelinsplatzes der östlichen Häuserreihe entlang; vermutlich gehört die Trennungsmauer zwischen beiden Platzteilen in ihren Fundamenten noch zum Bestand der hier einstmals errichteten frühen Ringmauer. Am südlichen Ende des Rümelinsplatzes erhob sich der «schwarze Turm», nach welchem das Haus Gerbergäßlein 2, das südlich an die Rümelinsmühle anstieß und vor diese in die Gasse einsprang, noch im Jahre 1444 benannt wurde.

Die Mauer Bischof Burkards muß noch ein Stück weiter dem Gewerbekanal aufwärts, d. h. dem Gerbergäßlein nach gegen Süden, verlaufen sein. Man könnte meinen, sie sei schon vom «schwarzen Turm» an ostwärts abgeschwenkt, worauf der Name der «Grünpfahlgasse» hindeutet. Doch mag an dieser Stelle eine Vorläuferin der Burkhardschen Befestigung bestanden haben, eine Palisadenwand, die hier zum

Birsig hinablief, diesen überquerte und den Schlüsselberg erreichte, der genau gegenüber der Grünpfahlgasse in die untere Freie Straße – einst «unter den Becherern» geheißen – einmündet.

Die etwas jüngere Befestigung zog der westlichen Talhalde ein Stück weiter entlang bis zum Gerberberg, wo der Hügel am meisten gegen den Birsig hin vorstieß. Hier stand der «Grüne Turm» auf dem obern Teil der Liegenschaft Gerbergasse 44; noch um 1284 wurde das Eckhaus am Gerbergäßlein nach dem Turm genannt, später ging es im Haus zum «Ritter», dem Gerbern-Zunfthaus, auf. Von dieser Ecke weg muß die Mauer Bischof Burkards quer durch das Tal über den Birsig hinübergezogen sein. Zwischen den Häusern Freie Straße 34 («Zum Bären») und 36 («Zum Cardinal») befand sich jene Scheidemauer, die noch in späterer Zeit die Grenze zwischen den ältesten Kirchgemeinden St. Martin und St. Alban bildete. Diese kirchliche Abgrenzung, die zuerst im Jahre 1256 erwähnt wird und die bis ins 19. Jahrhundert ihre Geltung bewahrt hat, mag sehr wohl auf einen früheren Stadtabschluß zurückzuführen sein.

Vom Tor an der Freien Straße weg stieg die Ringmauer am Münsterhügel empor und fand an der unteren Seite des Hauses zur «Mücke», dort wo der Schlüsselberg gegen den Münsterplatz hin umbiegt, Anschluß an die ältere Befestigung der Oberstadt; vermutlich erhob sich an der Verbindungsstelle ein starker Turm. Im Streite zwischen dem Domstift und dem Kloster St. Alban über die Grenzen ihrer Sprengel wird in den Jahren 1256 und 1259 mehrmals «Lallos Turm» erwähnt. Dieser Bau, «citra Birsicum», d. h. diesseits des Birsigs stehend, wird aber nicht oben bei der «Mücke», eher nahe am rechten Ufer des Flusses zu suchen sein, dessen Einlauf er beschützt haben mochte.

Diese Befestigung der ziemlich umfangreichen Talstadt, wie wir sie nun in ihrem Verlaufe festzuhalten versucht haben, war für die damalige Zeit wirklich eine große Tat. Sie brachte den geschützten Raum auf mehr als das doppelte wie bisher; darin eingeschlossen war nicht nur die für Basel wichtige Mündung des Birsigs, sondern auch ein Teil des Flußlaufes, der gemeinsam mit dem daneben herlaufenden Gewerbekanal in der mittelalterlichen Stadt mancherlei Funktionen ausübte. Bischof Burkard wird die Mauer nach den damals als notwendig erachteten Bauregeln errichtet haben. Sie mochte wehrtechnisch genügend gewesen sein, auch wenn sie meist am Fuß einer Halde entlangzog. Die damalige Kriegführung kannte nur Pfeilbogen und Schleuder

als fernwirkende Waffen, und wenn die Mauer genügend hoch aufgeführt war, vermochten die Wurfgeschosse nicht in die Stadt einzudringen. Der Abhang verhinderte zudem die Heranführung und Aufstellung von Sturmböcken und andern Belagerungsmaschinen; den Verteidigern waren die den Abhang herabstürmenden Feinde fast noch mehr ausgesetzt als wenn sie sich auf ebenem Felde genähert hätten.

Innerhalb dieser derart umschlossenen Talstadt trafen sich die Straßen, die einerseits vom Elsaß dem nördlichen Rheinufer entlang oder vom Sundgau her durch das Tälchen des Spalenbergs herab, anderseits dem Birsig entlang auf beiden Ufern gegen das Mündungsgebiet des Flüßleins zustrebten. Die bisherigen Tore der Oberstadt am Rheinsprung und am Ausgang des Schlüsselbergs wurden durch vorgeschobene ersetzt, die jenseits des Birsigs standen, am untern Blumenrain und am untern Spalenberg. Dazu trat ein drittes Tor, das einen Ausgang talaufwärts erlaubte, nämlich an der «Freien Straße», die als wichtiger Straßenzug dem Münsterhügel entlang führte. Der oberen Stadt allein verblieb das wichtige Südtor an der Rittergasse, wo noch immer die früheste Mauer nach außen schützte; dieses Tor gewährte dem Bischof und seinen Hofleuten Ein- und Auslaß, ohne daß die sich im Tale ausbreitende Stadt der Kaufleute und Handwerker berührt werden mußte.

Die Gründung des Klosters St. Alban

Die zweite große Tat Bischof Burkards für Basel war die Gründung des Klosters St. Alban im Jahre 1083. Diese geistliche Stiftung, die vermutlich an eine schon bestehende Kapelle zu Ehren des hl. Alban anknüpfte, brachte bald durch weitere Schenkungen begüterter Adelsherren der Ansiedelung am Rheinufer oberhalb Basels einen raschen Aufschwung. Der Standort des ersten Basler Klosters war recht geschickt gewählt. Nicht nur mochte hier schon lange eine Fähre zum rechtsufrigen Dorfe Oberbasel hinübergeführt haben, sondern es war an dieser Stelle, wo sich eine niedere Uferterrasse ziemlich nahe gegen den Münsterhügel hinzieht und in einer Spitze unterm hohen Bord endet, auch möglich, einen Gewerbekanal, den Albanteich, von der Birs herbeizuleiten und so dem Kloster durch die Wasserkraft ein eigenes Mühlenviertel zu gewinnen. Damit wuchs sich das Kloster mehr und mehr zu einer Siedelung aus, die einer eigenen Befestigung bedurfte.

Wann diese erstmals aufgeführt wurde, entzieht sich unserer Kenntnis. Wahrscheinlich gehörte die Gartenmauer der Liegenschaft Albanvorstadt 69 noch zu ihr. Für das stets wachsende Basel war diese Ansiedelung am Ufer oberhalb der umschlossenen Stadt von solcher Bedeutung, daß eine gesicherte Verbindung mit St. Alban stets stärker erstrebt wurde.

3. Die Stadtbefestigung des 12. und 13. Jahrhunderts

Neues Wachstum

Die Herrschaft der aus Schwaben stammenden Hohenstaufen brachte dem «Römischen Reiche deutscher Nation» – wie es später genannt wurde – eine Epoche außerordentlicher Blüte. Auch das Städtewesen spürte sie. Die Bevölkerung in den bisherigen, durch die kraftvollen Herrscher mit zahlreichen Privilegien ausgestatteten Städten wuchs mächtig an; allenthalben wurden neue auf diese Art bevorzugte Orte geschaffen, deren Bürgerschaft, dem Kaiser treu ergeben, zur besten Stütze in seinen Kämpfen gegen geistliche und weltliche Feinde wurde.

Auch Basel dehnte sich in dieser bedeutsamen Epoche unglaublich rasch aus. Obgleich der Zuwachs, den die von Bischof Burkard um 1100 ummauerte Talstadt gebracht hatte, doch recht beträchtlich gewesen war, genügte er schon nach wenigen Jahrzehnten nicht mehr und neuer Raum wurde benötigt. Vermutlich bildeten sich schon in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts kleine Häusergruppen vor der bisherigen Befestigung, die wiederum, wie dies schon im Quartier «ze Spalon» und an der Grünpfahlgasse der Fall gewesen sein mochte, durch Pfahlhäge vorläufig nach außen gesichert wurden. So mag vor dem Tor am untern Blumenrain, unfern des «Salzturmes», eine Gasse entstanden sein, die ein Stück weit die Halde hinaufzog. Aber auch am Petersberg, der einst «Neue Gasse» hieß, und an der von hier zum Blumenrain hinüberführenden Spiegelgasse werden Bauten erstellt worden sein. Die schützende Mauer oder der Pfahlhag dieses neuen Stadtteils wird am Rheinbord begonnen haben, und zwar dort, wo heute noch eine merkwürdige Häuserlücke beim Urbansbrunnen auf den Strom hinausschauen läßt. Die Palisadenwand führte wohl der Petersgasse entlang an der Halde hin; so wenigstens wäre der Name «Schwarzpfahlgasse»

für die untere Petersgasse, der sich noch recht lange hielt, erklärlich. Wo diese vorläufige Vorstadtbefestigung durchzog, läßt sich nur vermuten: Im hintern Teil des «Ringelhofs» (Petersgasse 23) hat man schon einen Wehrturm vermutet; möglicherweise geht auch jene seltsame Ausbuchtung am obersten Hause des Totengäßleins auf der Seite gegen den Nadelberg (Nadelberg 1) auf einen Turm dieser Zwischenmauer zurück. Von hier weg wird die Befestigung in einem Bogen zum «Schalatzturm» an der Nordwestecke des Andreasplatzes hinabgestiegen sein; wenigstens lassen noch die Liegenschaftsgrenzen zwischen Totengäßlein 5/11 und Nadelberg 7/11 (Löffel-Plan von 1857/59 in Basler Neujahrsblatt 1948, S. 40) darauf schließen.

Auch südlich der bisherigen Talstadt müssen sich im 12. Jahrhundert neue Bauten erhoben haben. Vor allem war es für jene Zeit selbstverständlich, daß der Hügelsporn, der zwischen dem Birsigtal und dem durch einen kleinen, vom Westplateau herkommenden Bach gebildeten Einschnitt des «Kohlenbergs» frei dastand und nach drei Seiten von abfallenden Halden geschützt war, durch eine Burganlage ausgenützt wurde. Vielleicht war diese Burg, die nach der Tradition «Wildeck» oder «Tanneck» hieß – welch letztere Bezeichnung auf den Darstellungen nach dem sogenannten ältesten Stadtbild zu finden ist –, so alt wie die Talstadt Bischof Burkards. Wer sie erbaut hat und in ihren frühen Zeiten bewohnte, läßt sich aus keinen Schriftstücken erkennen. Vermutlich war der Bischof als Stadtherr ihr Erbauer, wenn sie nicht gar der König errichtet hat, ehe er alle Gewalt an den Kirchenfürsten übertrug. Als Bewohner konnte der weltliche Vogt des Bistums, der «advocatus», in Betracht kommen; dieses Amt wurde in jenem Geschlecht erblich, aus dem die Grafen von Alt-Homberg (im Fricktal) und Tierstein hervorgingen. Der Name «Tanneck» wird mit demWald zusammenhängen, der als Teil der «Hard» im Mittelalter noch bis zum Kohlenberg reichte; auch diese letztere Bezeichnung rührt ja von den Köhlern her, welche in dieser Gegend das Holz des ausgedehnten Forstes zu Kohle verarbeiteten.

Als die Talstadt Basel immer weiter aufwärtsrückte, wurde der bisher noch freie Raum zwischen der Stadtmauer Bischof Burkards und dem Burghügel von Tanneck mehr und mehr überbaut. Schon zu Anfang des 12. Jahrhunderts hatte sich das Quartier in der Nähe der Burg derart vergrößert, daß für die kirchliche Betreuung seiner Bevölkerung gesorgt werden mußte. Das neue Gotteshaus hätte man sicher-

lich am liebsten auf die äußerste Spitze des Hügels gestellt, wenn nicht eben dort die Burg gestanden hätte. So wurde die Kirche etwas nördlich davon errichtet und im Jahre 1118 St. Leonhard geweiht. Wenige Jahre später, 1135, gab Bischof Adalbert den Augustiner-Chorherren die Erlaubnis, ihr Stift bei der neuen Kirche anzusiedeln; daraufhin werden sich die geistlichen Herren in der alten Burg, so gut dies ging, eingerichtet haben. Spätere Erweiterungsbauten des Stiftes behielten den bisherigen Wehrcharakter von Tanneck weitgehend bei; denn die Außenseite gegen den Kohlenberg hin wurde gegen Ende des 12. Jahrhunderts auch in die neue Stadtmauer einbezogen. Bis heute thront die Baugruppe des «Lohnhofs» – wie sie heute noch nach dem einst darin untergebrachten städtischen Bau- und Lohnamt heißt –, einer Burg ähnlich, über dem Barfüßerplatz.

Vor dem St. Leonhardsstift, das wohl mit einem Tor gegen die übrige Anhöhe abgeschlossen war, bildete sich bald eine Häusergruppe, deren Gasse im 13. Jahrhundert «Schloßgasse» genannt wurde, wie auch der ganze Hügel der «Schloßberg» hieß. Die «Schloßgasse», in der wir den heutigen «Heuberg» wiedererkennen, fand durch den «Gemsberg» Anschluß an die von Korn- und Fischmarkt heraufsteigende Gasse am untern Spalenberg; anderseits streckte sie sich über die Anhöhe weiter gegen Nordwesten hin aus und verband sich so mit dem obern ebenen Teil des Spalenbergs.

So wie die Stadt auf der westlichen Seite rasch über die ihr von Bischof Burkard gegebene Sicherung hinauswuchs, so geschah dies auch im Süden und Südosten. Sowohl die Gasse am linken Birsigufer strebte mit ihren Häuserzeilen rasch talaufwärts, wie dies rechtsseitig die «Freie Straße» tat, die mehr und mehr zum wichtigsten Gassenzug der Talstadt wurde. Auch auf dem Münsterhügel wird sich vor dem ältesten Tor der Stadt, das seit der Römerzeit als Ausgang gedient hatte, jetzt eine Häusergruppe gebildet haben, die nicht nur die Rittergasse, sondern auch das seitwärts abbiegende Luftgäßlein in ihren Bereich einzog.

Bau einer erweiterten Stadtmauer

Sollten diese verschiedenen, vor der bisherigen Mauer gelegenen neuen Stadtteile sich sicher entfalten können, so bedurfte es unbedingt einer Vorverlegung der Befestigung. Der Schutz, den eine gute Ringmauer

mit ihren Türmen bot, konnte nicht lange entbehrt werden; gar zu oft drohten damals Kriege, Fehden und räuberische Überfälle. Die Inangriffnahme der großen Bauaufgabe geschah wohl gegen Ende des 12. Jahrhunderts hin. Sie mochte unter dem tatkräftigen Bischof Heinrich von Hornberg (1180–1190) begonnen und unter dessen Nachfolger Lütold von Aarburg (1192–1213) vollendet worden sein.

Mit dieser neuen Stadtmauer war nun Basel erstmals einheitlich gesichert und die Talstadt mit den beidseitigen Anhöhen durch eine starke Befestigung umschlossen; einzig die Klostersiedelung von St. Alban lag noch außerhalb dieses Schutzes in einer eigenen Mauer. Der Verlauf der großzügigen Wehranlage ist noch heute eindrücklich nachzuweisen; er springt uns beim Betrachten des Stadtgrundrisses sogleich deutlich in die Augen. Trotzdem die Gegebenheiten des Geländes berücksichtigt wurden, konnte eine straffe Linienführung eingehalten werden. Wir sind bis heute daran gewöhnt, daß sich innerhalb dieses Umkreises für uns die eigentliche «Stadt» befindet, während wir alle seither entstandenen Stadtteile als «Vorstädte» bezeichnen.

Während die bisherigen Stadtbefestigungen mühsam im überbauten Gelände des Münsterhügels oder der Talstadt gesucht werden mußten, können wir die nun umschlossene Stadt noch immer auf dem ehemaligen Grabenzug rings umschreiten. Um uns den Verlauf der Mauer einzuprägen, wollen wir dies einmal rasch tun: Beginnen wir damit am Rhein unterhalb der Schifflände! Die Böschung gegen den Strom hin nahm hier in der Höhe zu. So bekamen die Häuser an der äußern Seite des Blumenrains stets tiefere Untergeschoße. Dort wo die wichtige Gasse den höchsten Punkt der Böschung erreichte, fand sich das nunmehr vorgeschobene Tor, «zu Kreuz» oder Kreuztor genannt. Ihm zur Seite, gegen den nahen Rhein hin, mochte der Bischof einen festen Sitz angelegt haben, der diese Stadtecke verstärkte; ein bischöflicher Dienstmann erhielt ihn zu Lehen und übernahm hier die Burghut. Noch auf dem Merian'schen Stadtprospekt von 1615 stellt sich der «Seidenhof», wie er nach Bewohnern des späten 16. Jahrhunderts hieß, als ein besonders wehrhafter Bau mit Zinnengiebeln dar.

Vom Kreuztor stieg die neue Stadtbefestigung in leichtem Bogen bergan. Sie schloß damit einen breiten Streifen des Höhenzuges links vom Birsig neu in die Stadt mit ein. Der Zug der Petersgasse, die im untern Teil während Jahrhunderten «Schwarzpfahlgasse» hieß, war bisher vermutlich vor einem provisorischen Stadtabschluß verlaufen. Nun wurde

sie, gemeinsam mit ihrer Fortsetzung, dem Nadelberg, zur wichtigsten Gasse dieses neuen Viertels und als Wohnsitz von begüterten Adels- und Achtburgerfamilien bevorzugt; bis heute hat sich etwas davon im Charakter des Gassenzuges erhalten. Als Gotteshaus des neuen Bezirks wurde die Pfarrkirche St. Peter gegründet, deren erste urkundliche Erwähnung ins Jahr 1219 fällt. Vielleicht geht sie auf ein kleines Heiligtum zurück, das schon entstand, als die Stadt noch nicht in diese Gegend vorgerückt war. Die Kirche St. Peter kann kaum die Ursache dafür gebildet haben, daß die neue Stadtbefestigung so weit hinaus geschoben wurde; denn sie wird um 1200 noch klein gewesen sein. Erst als ihr 1233 ein Chorherrenstift angegliedert und dieses von den benachbarten Geschlechtern reichlich beschenkt worden war, mochte das Gotteshaus eine bedeutende Vergrößerung erfahren haben. Der merkwürdige Knick, den die Längswände des gerade schließenden Chors in der Mitte aufweisen, wird auf eine Erweiterung zurückzuführen sein. Auch nach dem Erdbeben von 1356, das einem weiteren Ausbau rief, erreichte das Schiff der Kirche noch längst nicht die Stadtmauer; da war die Pfarrkirche Kleinbasels, St. Theodor, wegen der sie umschließenden Ringmauer ganz anders eingeengt!

An der neuen Stadtmauer erhoben sich kleine Rundtürme, die gegen den Graben vortraten. Jeder war eine Bogenschußweite vom andern entfernt; wie weit dies ist, können wir noch heute am Petersgraben sehen, wo zwei der Türmchen erhalten sind, das eine in den «Bärenfelserhof» eingebaut, das andere noch frei an einem Stück der alten Ringmauer stehend. Natürlich muß man sich den tiefen Graben dazu denken, um zu dem richtigen mittelalterlichen Bilde zu kommen.

Wo der neue Stadtgraben auf den Weg stieß, der durch den Spalenberg nach dem Westplateau heraufstieg, wurde nun ein neues Tor errichtet, welches das alte, an der Halde unten stehende ersetzte. Damit wurde für diese Gasse ebenfalls ein Stück ebenen Geländes hinzugewonnen und zudem die Verbindung mit der «Schloßgasse», dem späteren Heuberg, miteinbezogen. Wenig südlich dieses neuen Stadttores, das später Spalenschwibbogen genannt wurde, bog die Stadtbefestigung gegen Südosten ab, führte dem heutigen Leonhardsgraben entlang und erreichte so den natürlichen Einschnitt, der als Kohlenberg um den Hügelsporn von St. Leonhard herum in das Birsigtal hinunterführte. Die Ecke am Kohlenberg wurde durch einen besonders wuchtigen Turm geschützt, der vielleicht noch von der alten Burg Tanneck

herrührte und die gegenüberliegende Hochterrasse des Westplateaus trefflich überblickte. Der Turm steht heute noch, in seiner Mächtigkeit jedoch beeinträchtigt durch die gegenüberliegende Töchterschule aus dem Anfang des 20. Jahrhunderts. Etwas weiter unten am Kohlenberg wurde der Gewerbekanal des «Obern Birsigs» in die Stadt hineingeleitet, der dort dem Fuße des Burghügels entlang weiterfloß. In der Talsohle galt es den Birsig zu überschreiten, was eine Verstärkung der Befestigung notwendig machte; deshalb standen hier nahe beisammen der Eselturm und der Wasserturm, der erstere am linken Ufer, letzterer auf einer Insel im Flußbett. Ein Stadtausgang bestand hier vorerst nicht.

Vom Birsig weg lief ein breiter Graben vor der Mauer her den Steinenberg hinauf. Auf der Höhe traf der Bering auf das Eschemarstor, das von einem Anwohner den Namen erhielt. Es schloß die am rechten Ufer des Birsigtales heraufsteigende «Freie Straße» ab, die aber im Mittelalter nicht in ihrem ganzen Zuge gleich benannt war. Das Areal zwischen der Stadtmauer Bischof Burkards und der alten Befestigung wurde zwischen der Freien Straße und dem Birsig planmäßig erschlossen; noch heute fällt uns die rechtwinklige Aufteilung dieses Viertels auf: Parallel zur Freien Straße und zum Birsig zieht die Weiße Gasse und quer dazu verlaufen Pfluggasse, Ringgäßlein und Streitgasse. Diese Regelmäßigkeit im Grundriß ist für Großbasel etwas Einmaliges; alle übrigen Gassen der linksufrigen Stadt scheinen aus den Landstraßen und Flurwegen vor den Toren einfach übernommen worden zu sein.

Das Eschemarstor, später Aeschenschwibbogen genannt, wurde genau dorthin gestellt, wo der alte, vom früheren Tor an der Rittergasse her südwärts führende Weg (Luftgäßlein-Elisabethenstraße-Küchengasse) mit dem am rechten Birsigufer heraufsteigenden Gassenzug, der seine gerade Fortsetzung in der späteren Aeschenvorstadt fand, kreuzte. Sogleich wurde dieses neue Tor wichtiger als jenes, das an der uralten Südmauer des Münsterhügels gestanden hatte. Wohl wurde beim Bau der neuen Stadtbefestigung auch am Ende der verlängerten Rittergasse ein Tor errichtet, das «Kunos Tor» (im 18. Jahrhundert «Bärenhaut») genannt wurde; aber dieses übernahm nur die nebensächliche Aufgabe, die Verbindung mit der Klostersiedelung von St. Alban und dem Rheinufer zu sichern. Den großen Überlandverkehr hatte die Heerstraße an sich gerissen, die von der Talstadt herauf und durch das Eschemarstor ins Freie zog.

Spalentor und Aeschentor blieben fortan die wichtigsten Tore Basels. Kam bei ersterem der ganze Reichtum von Elsaß und Burgund in die Stadt, so führte beim zweitgenannten Tor die sogenannte «Oberländerstraße» gegen die Jurapässe und weiter gegen Schwaben, Rätien und Italien hin.

Vom innern Aeschentor bis zum Kunostor verlief die neue Stadtmauer schnurgerade. Wir können sie im östlichen Teil noch heute an den schräg aufsteigenden Gartenmauern der inneren Seite des Albangrabens erkennen. Das Kunostor stand etwas erhöht am äußern Ende der Rittergasse, die ihren Namen von der Niederlassung der Deutschordensritter erhielt. Vom Tor weg bog die Mauer in einem flachen Winkel gegen Nordosten ab und erreichte durch den Harzgraben, einen natürlichen Einschnitt am steilen Uferbord, den Strom. Hier, am obern Ende der neuummauerten Stadt mußte, wie am untern Ende schon geschehen, eine Verstärkung der Ecke eintreten. Das feste Haus, als welches der ursprüngliche Ramsteinerhof zu gelten hat, der die alte Stadtecke beim Fürstengäßlein beschützt hatte, mußte seine Funktion nun zwei Türmen abgeben, die gegen den Harzgraben hinsahen und dessen Fundamente noch heute erhalten sind.

Nachdem die neue Stadtbefestigung mit ihrem ganzen, in imposantem Bogen vom Rhein wiederum zum Rhein ziehenden Verlauf vollendet war, konnte man ohne Schaden den Durchgang von der Talstadt Bischof Burkards nach den neu angeschlossenen Stadtteilen erleichtern und brach zu diesem Zwecke an verschiedenen Orten sogenannte «Schwibbögen» durch die bisherigen Mauern. Solche Durchlasse werden uns in Urkunden am St. Petersberg und am Kellergäßlein erwähnt; ihretwegen hat Fechter schon 1856 mit Recht das Bestehen einer ersten Ummauerung der Talstadt an dieser Stelle angenommen. Auch beim Totengäßlein, beim Imbergäßlein und an der obern Gerbergasse werden solche Durchbrüche durch die alte Mauer Bischof Burkards erfolgt sein.

Bau der Rheinbrücke und der rechtsufrigen Stadt

Im Jahre 1225 erbaute Bischof Heinrich von Thun die erste feste Rheinbrücke über den Strom. Sie ersetzte die bisherige Fähre, die beim Salzturm angelegt hatte. Wie dieser uralte Wehrturm die Landestelle überwacht und abgeschlossen hatte, so mußte nun auch der Zugang von

der Brücke in die Stadt gesichert werden. Deshalb wird am linken Rheinufer gleichzeitig mit der Brücke auch das Brückentor entstanden sein, vielleicht noch in einer einfachen Form, die in den Jahren 1363–1365 dann zu jenem stattlichen Turme umgewandelt wurde, wie ihn das später dargestellte Rheintor aufwies. Was vom rechten Ufer her in die Stadt wollte, mußte nun alles durch den Bogen am Ende der Brücke ziehen; unten beim Salzturm kamen nur noch jene Reisenden und Waren an, die in Schiffen vom Strome hergetragen wurden.

Der Bau der Brücke zog die Gründung einer rechtsufrigen Stadt durch den Bischof nach sich. Siedelungen mit dem Namen Nieder- und Oberbasel lagen schon seit früher Zeit im flachen Gelände des innern Rheinbogens, nicht dem auf dem Münsterhügel gelegenen festen Ort gegenüber, sondern etwas oberhalb, dort wo eine kleine Bodenerhebung vor Überschwemmungen schützte. Eine Fähre, die drüben bei St. Alban ans Land setzte, mochte hier die Überfuhr besorgen. Zu dieser rechtsufrigen Siedelung gehörte eine Pfarrkirche, dem heiligen Theodor geweiht und in romanischer Zeit mit zwei Türmen ausgestattet. Sie lag allerdings nicht im geistlichen Bereich des Bischofs von Basel; denn das ganze Land rechts des Rheins unterstand der Diözese Konstanz. Aber der Basler Kirchenfürst hatte großen weltlichen Besitz im Breisgau; auf seinem Boden schuf er nun die neue Stadt *Klein-Basel*.

Da der Erbauer offenbar jenseits der Brücke auf nichts Bestehendes Rücksicht nehmen mußte, konnte für die feste Siedelung ein damals beliebtes Schema angewendet werden: Drei Längsgassen, dem Rhein parallel, wurden durch die kurze Quergasse, die von der Brücke herkam, miteinander verbunden; diese Querverbindung verlief aber nicht, wie man erwarten könnte, durch die Mitte des Rechtecks, sondern teilte die Stadt in zwei ungleiche Hälften. Vielleicht wurde der obere Teil mehr als doppelt so groß wie der untere, weil die bestehende Kirche im Dorfe Niederbasel die junge Siedelung zu sich heranzog.

Wie sah nun die Befestigung aus, die vermutlich sogleich bei der Gründung die Sicherung der neuen Stadt übernahm? Das Gassennetz gibt uns für den Verlauf der Mauern gewisse Anhaltspunkte. Die zwei dem Rheine näher verlaufenden Längsgassen fanden sich von jeher an ihren beiden Enden, oben und unten, zusammen und es sieht ganz darnach aus, als hätten die ersten Tore Kleinbasels wenig außerhalb dieser beiden Verknüpfungsstellen gestanden; noch heute können wir uns am Lindenberg sowohl wie am nördlichen Knick der Webergasse

einen Stadtabschluß recht gut vorstellen. Das obere Tor, oft als «thor ze sant Joderen» bezeichnet, wird den Zugang zur Pfarrkirche vor der Stadt, auf deren Westseite und Hauptportal es hinsah, vermittelt und zugleich den Verkehr rheintalaufwärts durchgelassen haben. Das untere Tor, ursprünglich Isteinertor geheißen, stand vielleicht noch an seiner alten Stelle, als sich am untern Ende der neuen Stadt schon die Klöster St. Blasien und Klingental Grundstücke sicherten, die Schwarzwaldabtei für ihre Schaffnei 1256, das letztere 1270 und 1273, um sich selber hier anzusiedeln.

Wenn die beiden Tore Kleinbasels anfänglich an den geschilderten Orten standen, dann hätte die dritte Längsgasse, die Rebgasse, welche heute als der stattlichste Gassenzug der mittelalterlichen Neu-Stadt erscheint, keinen rechten Anschluß an die Tore gefunden und die Vermutung, daß diese äußere Gasse erst einige Zeit nach den beiden andern erbaut oder wenigstens bebaut wurde, läßt sich nicht ohne weiteres von der Hand weisen. Es ist sehr wohl möglich, daß das Kloster der Sackbrüder ursprünglich vor dem ersten Mauerring Kleinbasels gelegen hatte und erst 1279, als die Clarissen die geistliche Niederlassung zugesprochen erhielten, der Stadtabschluß ein Stück weiter landeinwärts verlegt wurde. Wir können uns gut vorstellen, daß wie das linksufrige Basel damals rascher als erwartet wuchs, dies auch mit der rechtsufrigen Stadt der Fall war. Jedenfalls im Jahre 1287 bestand die Mauer «hinter» dem St. Clarakloster schon.

Von *einer* Stadterweiterung in Kleinbasel wissen wir bestimmt. Diese ging allerdings in der Richtung rheinabwärts, nicht landeinwärts. Als die Klingentaler Nonnen ihr Kloster bei Wehr wegen Kriegsdrangsalen aufgaben und 1274 in der geschützten neuen Stadt Kleinbasel ihren nunmehrigen Sitz aufschlugen, da wurden ihnen die an der untern Stadtmauerecke erworbenen Häuser bald zu eng. Große Vergabungen ihres Gönners Walther von Klingen und anderer Adeligen ermöglichten es, einen kühnen Bauplan ins Werk zu setzen. Der Basler Rat gab die Erlaubnis, fürs erste einmal die Klosterkirche außerhalb der Mauer zu erbauen; doch mußte sich der Konvent verpflichten, auf seine Kosten den Stadtbering nach außen zu erweitern, damit auch das neue Gotteshaus umschlossen war.

Vermutlich im Zusammenhang mit dieser Ausdehnung des Klosters Klingental, dessen Liegenschaften schon bald mit dem Hof der Äbte von St. Blasien zusammenstießen, wurde eine Verlegung des untern

Stadttores von Kleinbasel notwendig. Beide geistlichen Stiftungen brauchten stetsfort weiteren Raum und 1309 tauschten sie wohl deswegen gegenseitig Grundstücke ab, um gewisse Schwierigkeiten und Späne zu beheben (Kopie der betreffenden Urkunde im Stiftsarchiv von St. Paul in Kärnten). Wer weiß, ob dies nicht auch das Jahr war, in welchem das bisherige Isteinertor den Platz räumen und seinen Dienst einem neuen Tor an der Untern Rebgasse abtreten mußte? Dieser Wechsel wird dadurch glaubhaft, daß eben in dieser Zeit der Name Isteinertor verschwand und seither nur noch von einem Bläsitor die Rede ist. Der neue Name kam von dem wichtigsten Hofe an der Untern Rebgasse, dem der Abtei St. Blasien, her; er übertrug sich im Laufe der Jahrhunderte vom Tor auf die ganze Gegend nördlich davon. Doch wieviele Bewohner des heutigen «Bläsi-Quartiers» haben sich schon über den Namen ihres Stadtviertels Gedanken gemacht?

Eine zweite ebenfalls bekannte Erweiterung Kleinbasels geschah rheinaufwärts. Hier ist es aber recht unsicher, wann sie vorgenommen worden ist. Als im Anschluß an die Rheinbrücke die neue rechtsufrige Stadt angelegt wurde, da blieb die Pfarrkirche St. Theodor außerhalb der Befestigung. Auf die Dauer konnte dieser Zustand bestimmt nicht befriedigen, obwohl uns von manchen andern Städten ähnliches bekannt ist (Bern, Laufen, Schaffhausen, Ulm, Waldenburg, Wiedlisbach). In Kleinbasel blieb es bestimmt so bis 1277. Bald danach wird die Stadtmauer derart hinausgeschoben worden sein, daß sie nun auch das Gotteshaus mit einschloß. Damit wurde das bisherige obere Tor überflüssig; eigentümlich ist nun, daß der neue Ausgang nicht in der Fortsetzung der bisher eingeschlagenen Richtung geschaffen wurde, also in der Nähe des Kirchenportals von St. Theodor, mit Blick rheinaufwärts, sondern abgedreht, an der Landseite Kleinbasels, mit dem Gesicht gegen das Wiesental hin. Diese veränderte Lage kann einmal durch die in der Zwischenzeit erhöhte Bedeutung der äußeren Gasse, der Rebgasse, verlangt worden sein; anderseits war vielleicht eben damals auch das benachbarte Wiesental für Basel wichtiger geworden als das rechte Rheinufer. Tatsächlich spielten in eben jenen Jahrzehnten die Herren von Rötteln in der Stadt Basel eine erste Rolle, sogar als Bischöfe. Was liegt näher, als ihnen diese Umschwenkung zur Wiesentalstraße zuzuschreiben? Noch Jahrhunderte später zeigte das Wegnetz, daß die Grenzacherstraße gegen die Theodorskirche und das alte Tor zulief und kurz vor der Stadtmauer künstlich gegen die Riehenstraße umgebogen

worden war (Stadtplan von Samuel Ryhiner von 1784. Kunstdenkmäler Basel I, Abb. 82). Interessant ist, daß noch bis ins mittlere 15. Jahrhundert hinein dem Tor die Bezeichnung «sant Jodersthor» blieb.

Ob der Riehenteich einst tatsächlich der Dorfbach der alten, um die Kirche gruppierten offenen Siedelung Oberbasel gewesen ist, wie es G. Burckhardt in seiner trefflichen Basler Heimatkunde ausspricht (Band II, S. 135), muß fraglich bleiben. Ein natürlicher Wasserlauf ist der Riehenteich kaum je gewesen; von selber wäre ein Arm der Wiese wohl nie nach links, gegen den obern Teil des Rheinbogens hin, abgezweigt. Es kann sehr wohl möglich sein, daß dieser Kanal erst beim Bau der rechtsufrigen Stadt gegraben worden ist, damit seine Wasser für Gewerbezwecke wie für die Sicherung der Stadtmauer benützt werden konnten. Gerade das letztere wird uns deutlich, wenn wir sehen, daß der Teich schnurstracks auf die Riehentorstraße zufloß, die ursprünglich den obern Stadtabschluß bildete. So konnten an beiden Flanken der Stadt die Gräben mit Wasser gefüllt werden, wenn Kriegsgefahr in der Luft lag.

4. Die Stadtbefestigungen des 14. Jahrhunderts

Klostersiedelungen vor den Mauern

Das Wachstum Basels hielt auch weiterhin an. Bald scheint die linksufrige Stadt innerhalb des an der Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert großzügig angelegten Mauerrings nicht mehr genügend Raum zur Ausdehnung gefunden zu haben. Die Bürgerschaft wuchs, aber auch die Geistlichkeit; es war die Zeit, da neue Orden auftauchten und in allen größeren Städten Niederlassungen gründeten. Für diese kirchlichen Stiftungen war der Platz in der bisherigen Stadt beschränkt. Nur die Barfüßermönche, nach ihrem Stifter, dem heiligen Franz von Assisi, auch Franziskaner genannt, die sich 1231 vor dem Spalentor, an der Straße in den Sundgau niederließen, konnten zwei Jahre später in der Talniederung am Birsig ein Grundstück erhalten, auf dem sie anschließend ihre stattlichen Klosterbauten errichteten. Alle übrigen Klöster nahmen mit Plätzen vor den Toren vorlieb. Vor dem Kreuztor bauten die Dominikaner oder Prediger ihre Kirche mit den Kloster-

räumlichkeiten südlich davon und einem Gottesacker gegen das Tor hin, nachdem sie Bischof Heinrich von Thun im Jahre 1233 nach Basel berufen und ihnen den Bauplatz geschenkt hatte. Außerhalb des Spalentors entstand das Kloster «St. Paul im Gnadental» aus der ersten Niederlassung der Barfüßer. Nach den Franziskanern wohnten hier zeitweilig Zisterzienserinnen und Clarissen; aber erst die Nonnen, die 1282 aus dem Kloster Gnadental an der Reuß (bei Bremgarten) kamen, blieben endgültig und gaben der Stiftung auch den Namen.

Im Tal des Birsigs, außerhalb der Ringmauer, hatte sich früh ein Frauenkloster angesiedelt, das erste in Basel. Sein Ursprung mag schon in das Jahr 1150 zurückreichen, also in die Zeit, da die Stadtmauer noch nicht bis zum Steinenberg vorgeschoben war. Im Jahre 1230 wurde die Stiftung als Kloster der Reuerinnen der heiligen Maria Magdalena «an den Steinen» genannt. In den Kämpfen zwischen dem Bischof von Basel und Rudolf von Habsburg litt das Kloster schweren Schaden, da es offen vor der Stadt lag.

Vor dem Eschentor hatten sich zeitweilig im 13. Jahrhundert die Karmeliter angesiedelt. Bleibend war hier aber eine andere kirchliche Gründung, die St. Elisabethenkapelle, von der wir im Jahre 1301 erstmals hören. 1315 wurde hier eine Pfründe für einen Priester gestiftet und 1334 ließen sich Klausnerinnen beim kleinen Gotteshaus nieder.

Älter als das Steinenkloster war nur noch das von St. Alban, das in das 11. Jahrhundert zurückreicht und von dem wir schon in einem früheren Abschnitt berichteten. Zu diesen klösterlichen Niederlassungen traten an allen Straßen, die von den Toren ins Freie liefen, Häuser von Handwerkern und andern Ansiedlern, so daß schon kurze Zeit, nachdem die einheitliche Mauer um Basel entstanden war, schon wieder allenthalben kleine Vorstädte davor lagen. In Friedenszeiten waren solche offenen Siedelungen für eine Stadt leicht tragbar; in kriegerischen Zeitläuften bildeten diese Behausungen vor der Stadtbefestigung jedoch eine große Gefahr. In andern Städten wurden diese unbewehrten Vorstädte beim Herannahen eines Feindes niedergerissen, – in Basel brachte man dies aus Sparsamkeitsgründen nicht übers Herz. Deswegen war es denn auch Rudolf von Habsburg in seinem Streit mit dem Bischof von Basel 1272 möglich, sich im Kloster an den Steinen festzusetzen, und von da aus den Bürgern und seinem geistlichen Gegner schwere Not zu bereiten; bei seinem Abzug verbrannte er es.

3. Der Spalenschwibbogen von außen. Vor 1838.
Aquarell von Constantin Guise.

4. Der Aeschenschwibbogen von außen. Zustand vor 1821.
Aquarell von J. J. Schneider.

Allerdings scheinen sich diese Vorsiedelungen bald mit eigenen notdürftigen Befestigungen umgeben zu haben. Entweder waren dies Palisadenwände oder, wo man das Geld dazu aufbrachte, Ringmauern aus Stein, die ihre eigenen Tore besaßen.

Eine solche Vorstadtmauer umschloß sicher während längerer Zeit das Gebiet des Predigerklosters samt der Spalenvorstadt mit dem Kloster Gnadental. Die Niederlassung der Johanniter weit außen an der dem linken Rheinufer entlang führenden Straße blieb allerdings auch weiterhin ungeschützt; dafür durfte sich das Gebiet, das der bisherigen Ringmauer entlangzog, eines neuen Abschlusses gegen außen erfreuen. Vor dem bisherigen Spalentor umschloß die Vorstadtbefestigung in eigentümlich vorprellender und abgerundeter Form ein Stück der alten Sundgauer Landstraße, in die von Südwesten her ein alter Feldweg zugleich mit einem kleinen Bach einmündete, welch letzterer dem nun miteingeschlossenen Wegstück den Namen «Fröschgasse» verlieh.

Eine besondere Mauer mochte die vorspringende Spalenvorstadt an der Nordseite abgeschlossen haben, von der noch bis ins 17. Jahrhundert jenes Törlein stehen blieb, das Matthäus Merian auf seinem Stich am Petersgraben, der umbiegenden Roßhofgasse gegenüber, wiedergibt. Zu dieser ersten Ummauerung der Spalenvorstadt muß auch der Teil der Befestigung vom Spalentor bis hinab zum Petersplatz gehört haben. Denn die späteren Mauern machen diesen Knick unten beim «Stachelschützenhaus», dem Saalbau und Übungsplatz der Armbrustschützen, mit. Hier setzte die Mauer an, die vorerst nur das Gebiet des Petersplatzes und des Predigerklosters in die Sicherung einbezog; das gleiche Stück wurde dann aber auch von der letzten äußern Stadtbefestigung mitbenützt. Für den Verlauf der Vorstadtmauer vom Stachelschützenhaus bis hin zum Rhein gibt uns vielleicht die von der nördlichen Ecke des Petersplatzes in gleicher Richtung weiterlaufende Parzellengrenze bis hin zu der seit dem Ende des 13. Jahrhunderts entstandenen «Neuen Vorstadt» (heutige innere Hebelstraße), einen Hinweis. Diese Linie trifft den neuen Gassenzug ziemlich genau in seiner Mitte, ja sie kreuzt ihn deutlich und führt jenseits weiter; noch immer weist die Lücke in der nördlichen Häuserreihe nach dem «Taupadeler Hof» (Hebelstraße 12) und die gegen diese schauende Westfassade mit ihren gotischen

Fenstern auf die hier durchziehende Mauer hin. Weiter nördlich führte die Vorstadtsicherung hinter dem Predigerkloster auf jenes Gäßlein zu, das die rechtwinklige Verbindung zwischen Spitalstraße (ehemals Lottergasse genannt) und St. Johannsvorstadt allein herstellte, solange der «Totentanz» noch Gottesacker war.

An der südlichen Seite der Spalenvorstadt führte die vorläufige Sicherung in einem Bogen zur «Lys» hin. Hier bestand ein kleines Tor, nach einem Anwohner «Eglofstor» genannt, das den vom innern Spalentor herkommenden alten Feldweg in das südliche Gelände hinausließ. Dieser Feldweg besteht heute noch als Holbeinstraße – ehemals Mostackerweg geheißen – und Bachlettenstraße. Der Anschluß der Vorstadtmauer an die große innere Stadtmauer erfolgte etwa bei den Häusern Leonhardsgraben 32–34, wo die Parzellengrenze heute noch einen eigentümlichen Winkel beschreibt.

Eine eigene Vorstadtbefestigung umschloß wohl während Jahrzehnten auch das der Stadt im Süden und Südosten vorgelagerte Gebiet vom Birsigtal bis hinüber zum Rhein. Das Kloster der Reuerinnen «an den Steinen» und die innern Teile der Aeschenvorstadt und der St. Albanvorstadt werden sich beizeiten geschützt haben. Spuren dieser vorläufigen Abschlußmauer kamen im Jahre 1953 beim Umbau des Restaurants «Glock» zum Vorschein. Hier, bei der Einmündung der Brunngasse, wird ein erstes «Äußeres Aeschentor» gestanden haben; das Brunngäßlein stellt vermutlich den ehemaligen Graben oder Rondenweg entlang dem dortigen Mauerstück dar.

Wenn wir in der Richtung der Brunngasse die alten Parzellengrenzen weiter verfolgen – besonders gut läßt sich dies auf dem 1857–1859 von Geometer L. H. Loeffel verfertigten Stadtplan tun – so entdecken wir hier eine Linie, an welche die tiefen Gärten der Häuser am Albangraben, vor allem des unvergeßlichen «Württembergerhofs» anstießen. Weiterhin läßt sie sich bis zum Rhein verfolgen, indem sie die Albanvorstadt zwischen den Häusern 26/28 und 21/23 kreuzt. Die Sicherungslinie könnte aber auch hinter der südlichen Häuserreihe der Albanvorstadt abgebogen sein, um bis zum alten Feldweg der Malzgasse hinzuführen, bei deren Einmündung noch im 17. Jahrhundert ein alter Torbogen, das Brigittentor, zu sehen war (auch Briden- und Vrydentor genannt). Dieser Einschluß der mittleren Vorstadt ist sogar recht wahrscheinlich auch deshalb, weil so der Zugang zum Viertel beim St. Albankloster durch den noch vor dem Brigittentor abzweigenden Müh-

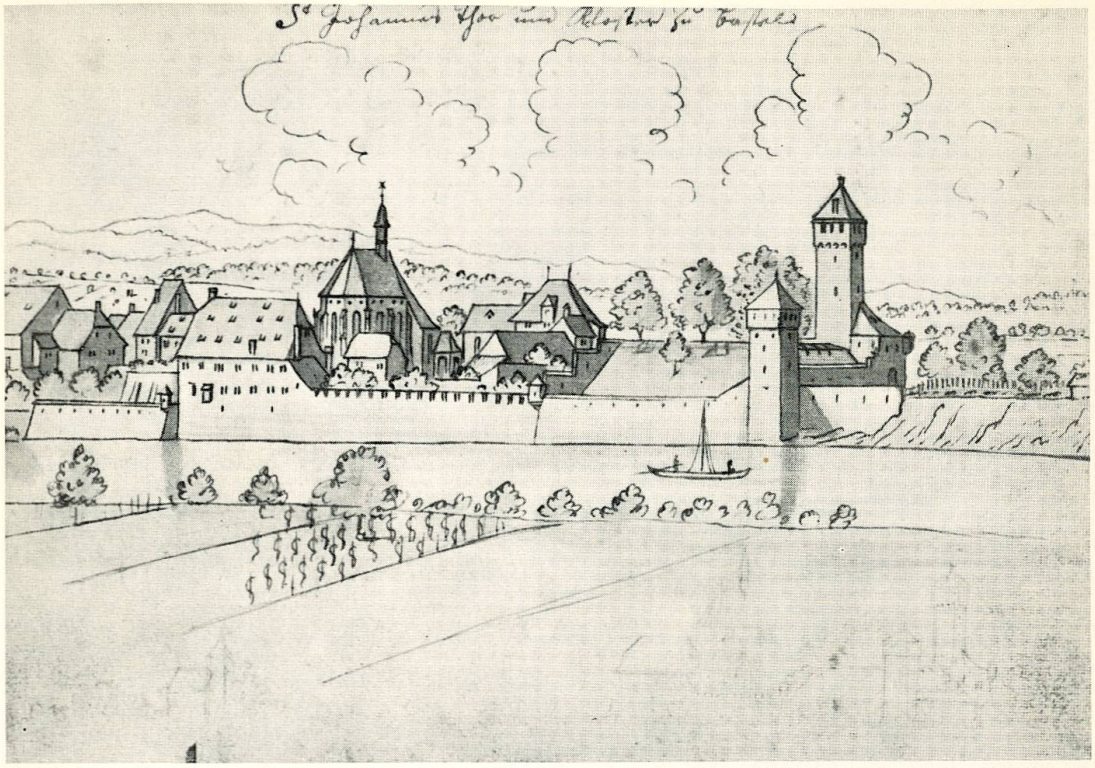
lenberg gesichert war. Und zudem, weil in alten Schriftstücken – noch 1630 – erwähnt wird, der Garten des «Wildensteinerhofes» (Albanvorstadt 30/34) stoße hinten auf den Stadtgraben. Das dicke Mauerstück im Keller des Hauses Malzgasse 3 könnte ebenfalls zu dieser Befestigung gehört haben.

Wie der vorläufige Mauerschutz westlich der Aeschenvorstadt verlief, ist schon schwerer nachzuweisen. Er könnte der Sternengasse nach bis zur Elisabethenstraße hinüber geführt haben, wodurch sich auch der merkwürdige Winkel des erstern Gassenzugs erklären ließe. An der scharfen Ecke hätte dann ein starker Turm gestanden – als Vorläufer des später weiter außen aufgeführten Aeschenbollwerks. Westlich der Elisabethenstraße wären so noch die am Talhang stehenden Häuser des obern Klosterbergs eingeschlossen worden; tatsächlich finden wir auf dem Löffel'schen Stadtplan eine Scheidelinie zwischen den Häusern Elisabethenstraße 34 und 36, die hinten an der Halde gegen das Birsigtal nach Norden umbiegt, um zwischen den Häusern Klosterberg 15 und 17 zu enden. Weiter könnte die Vorstadtmauer dem nördlichen Strange des Klosterbergs entlang gegen den Birsig geführt haben, so daß die Häuser Klosterberg 1, 2, 4 und 6 noch innerhalb des Berings gelegen wären. Die Brücke und das Gäßlein, die bei der ehemaligen «Engelsburg» vorbei über den Birsig führten, mitsamt der schmalen Fortsetzung von der Steinenvorstadt bis zum Steinenbachgäßlein, könnten hinter dem Abschluß der vorläufigen Vorstadt verlaufen sein. Am linken Talhang, an dessen Fuß der Gewerbekanal und an dessen Oberkante die Kohlenberggasse entlangführten, wird die Vorstadtmauer dem letztgenannten Flurweg entlang nach dem Kohlenberg geführt und dort beim wuchtigen Eckturm Anschluß an die eigentliche Stadtbefestigung gefunden haben.

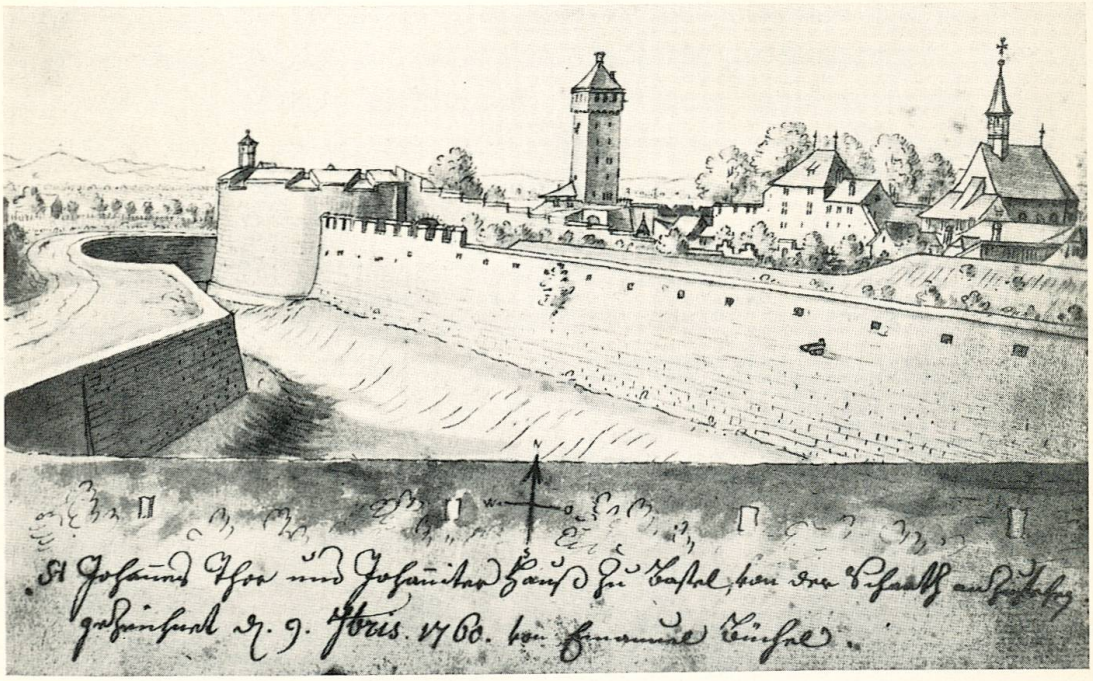
Merkwürdig ist, daß innerhalb dieser im Nordwesten wie im Süden und Südosten geschaffenen Erweiterungen der Stadt neben den bisherigen Straßen und Feldwegen vor den Toren sowie den Rondenwegen durch alle spätern Jahrhunderte hindurch keine weiteren Gassenzüge mehr angelegt wurden; die Dufourstraße, die als einzige das weite Geviert zwischen Alban- und Aeschenvorstadt durchschneidet, wurde erst zu Anfang unseres Jahrhunderts geschaffen.

Diese «selbständigen» Vorstadtmauern wurden durch das rasche Wachstum Basels im 14. Jahrhundert bald überholt. Nach dem Erdbeben vom Lukastage 1356 scheint die Bevölkerung der Stadt kaum geringer gewesen zu sein als zuvor, obgleich die Katastrophe außer großem Schaden an den Gebäulichkeiten sicher auch Menschenleben gekostet hatte. Zudem sahen die leitenden Männer des Staatswesens damals einen weiterhin anhaltenden Zuwachs voraus, sonst hätten sie es nicht gewagt, zum Aufbau der zerstörten Kirchen und Bürgerhäuser hinzu den Bau der dritten großen und einheitlichen Stadtbefestigung in Angriff zu nehmen, die das Areal der Stadt bedeutend erweiterte. Sie mochten sich sagen, daß wenn die Instandstellung der bisherigen Ringmauern schon gewaltige Kosten verursachte, sie diese lieber gleich an eine Befestigung verwenden wollten, die den Aufwand dadurch lohnte, daß mit ihr endlich *alle* Siedelungen vor den Toren, also auch St. Alban im Osten und St. Johann im Norden, umschlossen wurden.

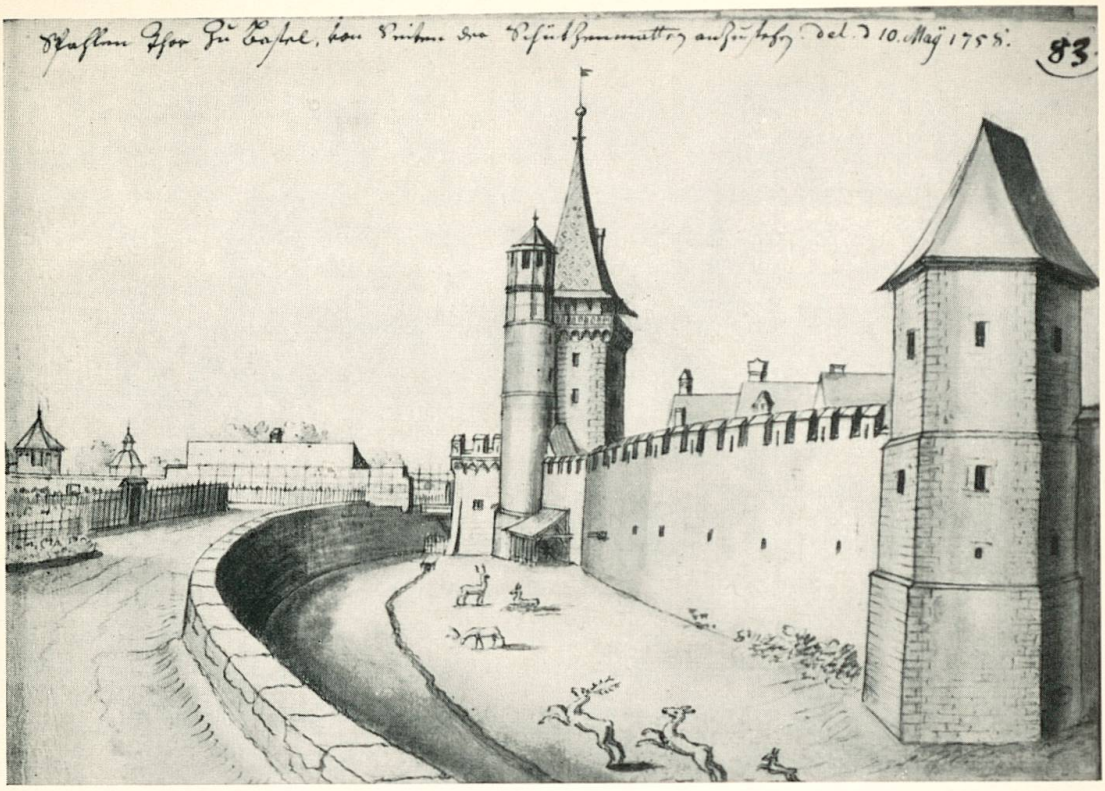
Aus dem ersten Rechnungsbuch des Basler Rats, das uns erhalten ist, erfahren wir nur, daß die erstangeführten Jahre 1361 bis 1365 eine Ausgabe von 450 bis 723 lb jährlich für «der stette bu» ausweisen, worin, außer den Befestigungen, auch das Rathaus, Korn- und Zeughaus und andere städtische Bauten inbegriffen waren; interessanter für uns ist aber, daß von 1361/62 bis 1371/72 fast gleich hohe Summen, die aus dem «muli ungelt» – einer Umsatzsteuer auf das Mehl – flossen, für den «nuwen graben» verwendet wurden. Vom Rechnungsjahr 1365/66 an stiegen die Ausgaben für das Bauwesen immer mehr und erreichten 1368/69 schon den Betrag von 3921 lb; nach einem kurzen Nachlassen zwischen 1378 und 1381 wurden 1386/87 sogar 6335 lb ausgegeben. Wir ersehen daraus, daß der Bau der Stadtbefestigung, mit der Verstärkung des Turmes «ze Rine» (des Rheintors) 1363–65 begonnen, sich durch Jahrzehnte hindurchzog; Perioden höchster Anstrengung wechselten mit Zeiten, wo das Werk beinahe stillstand. Vermutlich stockten hin und wieder die Geldquellen; die großen Anleihen, die bei Klöstern, Bürgern und Auswärtigen aufgenommen werden mußten, verschlangen mit ihrem Zinsendienst allein schon Unsummen. Möglicherweise waren die den Bau planenden und leitenden Männer, der Basler Rat und der bischöfliche Hof, die die Geschäfte führenden «Bauherren» und die Baumeister nicht immer eines Sinnes. Könnte



5. Das St. Johanntor mit der Schanze und der Johanniter-Kommende.
Lavierte Federzeichnung von Emanuel Büchel, um 1740.



6. Das St. Johanntor und das St. Johann-Bollwerk von Süden her gesehen.
Lavierte Federzeichnung von Emanuel Büchel, 1760.



7. Das Spalentor von der südlichen Außenseite her.
Lavierte Federzeichnung von Emanuel Büchel, 1758.

8. Das Steinentor mit Birsigeinlauf und Elisabethenschanze.
Lavierte Federzeichnung von Emanuel Büchel, 1757.

dies die Ursache dafür gewesen sein, daß uns Basels letzte große Stadtmauer in ihrem Verlauf so manche Rätsel aufgibt?

Wenn wir die Sicherungswerke der Stadt aus der Zeit um 1200 und den Jahren nach 1360 miteinander vergleichen, so fällt uns der gewaltige Unterschied zwischen ihnen deutlich genug auf. Der ältere Stadtbering erscheint in allen Teilen straff und einheitlich; der jüngere besitzt wohl Ansätze zu großen Linien, daneben aber zeigen sich Strecken von höchst fragwürdigem strategischen Wert. Wie in der Geschichte Basels wird es auch bei diesem bedeutenden Werke sichtbar: Die Großzügigkeit drang nicht überall durch; mehrfach fiel ihr der angeborene Sparsinn in die Arme. Um die Bauten der Johanniter-Ritter weit außen vor dem Kreuztor nicht niederlegen und umsiedeln zu müssen – wie dies etwa bei einer Stadterweiterung in Ulm um 1370 mit einem Kloster geschah – ließ man die neue Befestigung weit nach Norden ausgreifen, ohne daß dadurch für die ausgedehnte Mauerstrecke die notwendigen Verteidiger gewonnen wurden. Das Gleiche war auch auf der gegenüberliegenden Stadtseite der Fall, wo man die Klostersiedelung von St. Alban nicht drangab, sondern auf sie hin die neue Mauer einrichtete, schon deshalb, weil die Gewerbebetriebe den dort herangezogenen Teich notwendig brauchten.

Im Gegensatz zu diesen weit ausholenden Seitenflügeln machte die neue Befestigung zwei einspringende Winkel nördlich und südlich des Spalentors endgültig, nur um größere Teile der bisherigen Vorstadtmauern mitbenützen zu können. Die Mauer vom Spalentor bis zur Nordecke des Petersplatzes muß durch die Leute der Vorstadt so stark erbaut worden sein, daß man nicht auf dieses schon vorhandene Stück verzichten wollte. Ebenfalls vom Spalentor bis zur «Lys» blieb es bei der Vorstadtmauer. Erst vom alten «Eglofstor» weg, das 1434 zugemauert wurde, führte die neue Befestigung in gerader Richtung gegen das Birsigtal hin. Dort wo die Talsenke am schmalsten ist, stieg die neue Mauer zum Fluß hinab und jenseits wieder hinauf. Dadurch wurde der Steinenvorstadt eine Verlängerung auf das doppelte der bisherigen Ausdehnung ermöglicht. Merkwürdig ist jedoch, daß die eigentliche Vorstadtgasse, der man beim Birsigeinlaß der inneren Stadtmauer das «Eseltürlein» vom Barfüßerplatz her geöffnet hatte, an ihrem südlichen Ende kein Tor erhielt; durch einen schräg über den Birsig verlaufenden Steg und ein enges Gäßlein wurde sie mit dem auf dem rechten Flußufer errichteten Stadtausgang verbunden.

Was für den Standort des neuen Tors maßgebend war, ist schwer zu sagen. Vielleicht waren es bauliche Gründe, da am linken Ufer der Abhang wenig Raum bis zum Flußbett übrigließ und das wenige noch für den Einlauf des «Rümelinbaches» benützt werden mußte. Gerade der letztere hätte Anlaß zum Bau eines Wehrturmes an dieser Stelle geben können; aber offenbar fand man die Halde vom Turme auf der Höhe hinter St. Leonhard bis zur Wehr am Birsigeinlauf für einen Angriff ungeeignet. Möglicherweise wünschte das Steinenkloster, das rechtsufrig lag, den Bau des Tores auf seiner Seite, damit ihm mit der Verbindung durch die «Torsteinen» ein Umweg erspart blieb. Am ehesten wohl gab jener uralte Verbindungsweg, der vom ältesten Basel her durch das Luftgäßlein und an der St. Elisabethenkapelle vorbei nach St. Margarethen und Binningen, zog für die Platzwahl des Steinentors den Ausschlag. Man erinnere sich der merkwürdigen Beziehungen zwischen der Pfarrkirche St. Ulrich, die hinter der ältesten Stadtmauer auf dem Münsterhügel lag, mit dem Kirchlein von St. Margarethen und den Dörfern Binningen und Bottmingen. In der Vorstadtbefestigung, die Steinen und Aeschen vorläufig umschlossen hatte, war bei St. Elisabethen – wohl dort wo die Sternengasse einmündete – eine «Porte», die den Weg nach außen ließ. Beim Bau der äußern Stadtbefestigung, die vom Birsigtal rasch ansteigend, den höchsten Punkt des Geländes wie ihres Verlaufs hinter St. Elisabethen erreichte, war dieser alte Verkehrszug abgeriegelt. Wohl mochten die Stadtväter erwogen haben, ob sich hinter St. Elisabethen, bei «Spittelschüren», ein besonderes Tor lohne; doch kamen sie schließlich zur Auffassung, daß wenn der Ausgang im Birsigtal vom linken auf das rechte Ufer versetzt werde, ein weiterer auf der benachbarten Anhöhe erspart werden könne. Darauf hin führten sie den Klosterberg mit einer Abzweigung südwärts nach der «Torsteinen», und der alte Straßenzug des rechten Birsighochufers blieb – wenn auch mit dem Umweg und starken Anstieg über den heutigen Steinentorberg – einigermaßen erhalten.

Auf dem bei «Spittelschüren» erreichten Hochplateau wurde die neue Stadtbefestigung in der bisherigen süd-östlichen Richtung weitergeführt. Bei einem starken Viereckturm, den noch die Stadtansicht der Stumpf'schen Chronik von 1548 zeigt (Kunstdenkmäler Basel I, Abb. 63), bog sie in einem rechten Winkel um und zog schnurstracks dem neuen Aeschentor zu, das in der Jahrrechnung des Rats von 1392/93 als «Hertor» erwähnt wurde. Durch die Lage des neuen Tors war es

auch der Aeschenvorstadt möglich, sich noch etwas auszudehnen, allerdings kaum auf die doppelte Länge, wie dies in der «Steinen» geschehen war. Und doch entwickelte sich der Straßenzug, der von der Rheinbrücke her durch die Freie Straße heraufzog, und deren oberes Teilstück die Aeschenvorstadt bildete, immer mehr zum Hauptverkehrsweg der Stadt.

Am Aeschentor bog der neue Wehrgürtel etwas gegen außen ab und führte, großzügig mit einer Reihe von Türmen versehen, zu jener Stelle hin, wo das hohe, gegen die Uferniederung abfallende Bord und zugleich auch die alte Klostermauer von St. Alban erreicht wurden. Dieses weite Ausgreifen der Befestigung nach Osten verschaffte der Stadt nicht nur große Flächen neuen Raums; man wollte damit ein für allemal die Klostersiedelung von St. Alban in den allgemeinen Schutz miteinschließen. Wäre dies letztere nicht ausdrücklich verlangt worden, dann hätte ein Stadtabschluß entlang der Malzgasse, hin zum Brigittentor, wohl auch genügt. Aber hier zeigte man sich nun einmal großzügiger als zwischen Petersplatz und «Lys».

Hier in der St. Albanvorstadt war der Abstand zwischen dem innern und äußern Tor am weitesten bei allen Basler Vorstädten; der Gassenzug wurde so zum längsten der Altstadt, der seinen Charakter glücklicherweise bis heute bewahren konnte. Die Bedeutung des St. Albantores reichte kaum an die der übrigen Tore Basels heran; gleichwohl konnte man an dieser Stelle nicht gut auf einen Ausgang verzichten, schon weil das Kloster in der Uferniederung mit der Außenwelt verbunden sein wollte. Vom Tor, das sich am Hochrand des steilen Bordes erhob, stieg die Ringmauer in Stufen zum Einlaß des Gewerbekanals hinab und führte dem Mühlegraben (früher auch Fröschengraben benannt) nach zum Rhein; das letztere Mauerstück, das die Siedelung am tiefgelegenen Rheinufer nach Osten hin schützte, mochte schon früher bestanden und jetzt nur eine Verstärkung auf der Innenseite erhalten haben. Die vorgelegten Rundbogen, die auf dem einen von Matth. Merians Stadtprospekten deutlich zu sehen sind, haben sich bis heute mit diesem Teil der Mauer erhalten.

Vierzig Jahre nach der Erdbebenkatastrophe, im Jahre 1398, war das gewaltige Werk der Stadtbefestigung im großen und ganzen beendet. Ein stolzer Kranz von vierzig Türmen, 42 «Letzen» und 1199 Zinnen umgab die linksufrige Rheinstadt auf der Landseite. Welchen Aufwand, welche Geldmittel in diesen neuen Sicherungsgürtel gesteckt wurden,

kann man heute kaum mehr annähernd schätzen; auf den Kopf der damaligen Bevölkerung gerechnet, machte es für jeden Bewohner eine stattliche Summe aus. Und dies, wo nebenher auch sämtliche Kirchen und Kapellen, Bürgerbauten und Privathäuser größtenteils ebenfalls neu erstellt oder doch überholt werden mußten. Wirklich eine unglaubliche Leistung!

Ihr militärischer Wert

In der Zeitspanne, die zwischen dem Bau der zweiten Stadtmauer Basels um 1200 und dem Abschluß des letzten Stadtberings, 1398, verstrich, hatte sich nun aber das Kriegswesen stark gewandelt. Die Fernwaffe war jetzt nicht mehr der Bogen, sondern die Armbrust, die durch ihre vermehrte Spannkraft die Pfeile viel weiter versenden konnte. Hatten die Türme bei der früheren Mauer sich von 55 zu 55 Metern Abstand gefolgt, so brauchte zwar jetzt nur noch alle 70 Meter ein Turm in den Graben vorzustehen, damit er die Bestreichung der dazwischen liegenden Mauerstrecke ermöglichte; dafür mußten aber die Schießscharten und die Zinnen verändert werden.

Aber schon meldeten sich neue Waffen an, die eine vollständige Umwälzung der gesamten Kriegführung herbeizuführen imstande waren. Um das Jahr 1300 soll in Freiburg im Breisgau ein Mönch, Berthold Schwarz, bei alchimistischen Versuchen das Schießpulver erfunden haben. Tatsache ist, daß seit 1325 in Deutschland Versuche mit Feuergeschützen vorkamen; das älteste abendländische Rezept für Schießpulver befindet sich in der Münchner Hof- und Staatsbibliothek und trägt das Datum 1338. Doch nur langsam wurde, durch schrittweise sich einstellende Verbesserungen, eine praktische Brauchbarkeit der neuen Erfindung erzielt. Es vergingen beinahe hundert Jahre, bis Burgen und Städte eine deutliche Wirkung der auf neue Weise geschleuderten Geschosse erfuhren. Nach dieser langen Probezeit aber verlangte die neue Waffe immer gebieterischer die systematische Umwandlung aller Befestigungen, wenn diese einem Angriff ernsthaft die Stirn bieten wollten.

In Basel wurde scheinbar in aller Ruhe und nach den alten Prinzipien die dritte, ausgedehnte Stadtmauer einigermaßen fertiggestellt. Wohl zeigen sich an ihr verschiedene Verbesserungen gegenüber dem

frühern Mauerring; am deutlichsten treten diese in der größeren Höhe der Türme, vor allem über den Toren zutage. Aber diese Verstärkung beruhte doch nur auf dem alten Prinzip, mit Überhöhung der Bauten sich dem Feind überlegen zu erweisen, ihm möglichst von oben her begegnen zu können. Schon bald machten ernste Kriegsereignisse der Bürgerschaft und ihren Führern klar, in welche Gefahr ihre Stadt geraten konnte, wenn feindselige Mächte mit neuen Waffen vor ihren Mauern auftauchten. Vorerst wußte man kaum, wie man diesen wirksam begegnen konnte. Selbstverständlich suchte der Rat beizeiten, sich in den Besitz solcher «ysen büchsen» zu setzen, die in den Rechnungen erstmals 1385/86 auftauchen; im folgenden Jahr war ein Meister aus Nürnberg in Basel, der die neue Waffe offenbar einführte. Von da an lesen wir recht oft von Büchsenmeistern und Anschaffung aller Arten von Schießwaffen – Pulver und Kugeln dazu –, mit denen Mauern und Türme ausgestattet wurden und für deren Bedienung ein Teil der Mannschaft eingeübt wurde. Schon damals wußte man, daß die beste Befestigung nichts nütze ist, wenn sie nicht von einer mutigen Truppe verteidigt wird. Daneben ließ der Rat nicht außer acht, Mauer und Türme den neuen Waffen anzupassen, einmal dadurch, daß er überall, wo es nötig war, neue Schießlöcher anbringen ließ. Aber auch Verstärkungen von Mauern und Gräben wurden da und dort ausgeführt, kaum war man einigermaßen mit dem Gesamtbau zu Ende gekommen. So benützte man die Schleifung der Feste Istein unterhalb Basel in den Jahren 1410/11 dazu, die brauchbaren Quadern nach der Stadt zu führen und sie hier an gefährdeten Stellen zu verwerten; vermutlich hieß der Eckturm in der Vormauer bei St. Theodor wegen diesem Material während Jahrhunderten «Isteinerturm», obgleich er rheinaufwärts sah. Im Rechnungsjahr 1426/27 wurde das «Eselthürlin», als Ausgang aus der innern Stadt nach der Steinenvorstadt, durch einen Meister Schaffhauser errichtet; ein Jahr später galt es, an der Mauer «ze sant Alban» und «an den Spalen» zu arbeiten.

Hatte man noch zu Anfang des Basler Konzils, 1433, sich begnügt, zur Begegnung innerer Wirren an den Zugängen zum Kornmarkt Sperrketten für Berittene bereitzustellen, und eine plötzliche Abriegelung des Stadtkerns gegen die Vorstädte ebenfalls vorzubereiten («Item so kostend die VI ketten so meister Arnolt macht an die inren thor XXV lb»), so galt es wenige Jahre später, weit stärkere Vorkeh-

rungen gegen einen äußeren Feind zu treffen. Beim Heranziehen der Armagnaken, mit denen der Adel aus Basels Umgebung gemeine Sache machte, wurden vor dem Spalentor, dem Steinentor und dem Bläsitor provisorische Bollwerke aus Erde aufgeworfen und Vorgräben gezogen. Spalentor und Aeschentor blieben als einzige bei starker Bewachung offen, während die übrigen Tore alle verrammelt wurden. Auf den Türmen stellte man, wo dies nur ging, Geschütze auf; Handbüchsen wurden auf den Wehrgängen benötigt. Meister Peter Seyler mußte 1441/42 über fünfzig neue Schußlöcher in Ringmauer und Türme brechen («costet yegklichs II lb IV ß für stein vnd wergk»). 1441/43 wurde die Mauer zu Klingental mit neuen Quadern und Platten versehen. Ein Jahr später wurden das «nüwe bolwerg sant Annen» und der «turn by den Carthusern» in Verding gegeben. An manchen Orten wurden die Laufgänge verbreitert. Auch die Armbrustschützen wurden vermehrt. Vor den Stadtgräben mußten, zum großen Verdruß der Kleinbürger, Garten- und Rebhäuslein, Hecken und Mauern, Bäume und Büsche verschwinden, damit man ein freies Schußfeld gewann und dem Feind keine Möglichkeit zur unbemerkten Annäherung bot.

Drohend hatte sich das Heer des Dauphins im Sommer 1444 vor der Stadt gelagert. Wohl machten die Basler den Versuch, nach St. Jakob hinauszuziehen und den bedrängten Eidgenossen zu Hilfe zu kommen; allein sie mußten vor dem Aeschentor bald umkehren. Die Stadtmauer, für die Bürgerschaft ohnehin zu ausgedehnt, war durch den Auszug derart entblößt, daß der Feind sie mit Leichtigkeit hätte erstürmen können. Tatsächlich setzten sich die Heerhaufen der Armagnaken gegen die Stadt in Bewegung. Allein wie zuvor andauerndes Regenwetter eine Belagerung Basels verzögert hatte, so erwies sich der starke Blutverlust, den das französische Heer durch die heldenhafte Schar der Eidgenossen erlitten hatte, als Rettung Basels vor einer Erstürmung. Wäre diese versucht worden, so hätte die kleine Zahl der Verteidiger niemals den weiten Kreis der Mauern zu halten vermocht.

Das Wissen um das Ungenügen der Stadtbefestigung hat auch späterhin den Basler Rat gezwungen, es nicht zu kriegerischen Verwicklungen kommen zu lassen und lieber alle Schwierigkeiten durch Verhandlungen zu lösen. Die Sparsamkeit der Stadthäupter, die beim Bau des letzten mittelalterlichen Sicherungsgürtels davor zurückschreckte, bereits bestehende Häuser und Klöster zu zerstören und andernorts

wieder aufzubauen, damit ein einheitlicher und straff ausgerichteter Mauerkranz geschaffen werden konnte, hat sich später oft gerächt, nicht dadurch, daß Basel in Feindeshand fiel – davor verschonten uns höhere Mächte – aber dadurch, daß nie mehr eine Politik der Stärke geführt werden konnte.

5. Die Verstärkungen der Befestigung im 15. und 16. Jahrhundert

Künstlerischer Schmuck

Wenn man bedenkt, daß das Feuer der Geschütze in den Burgunderkriegen erstmals wirksam in die Kämpfe eingriff, dann wundern wir uns, daß Basel in jenem Jahrzehnt nicht viel mehr zur Verstärkung seiner Stadtmauern unternahm. Wohl wurden bei allen sieben Toren die Torwege durch Vorbauten an die Türme verlängert und da und dort, wo es am nötigsten war, die Wehrgänge auf den Mauern verbessert; aber wenn wir eines dieser Vortore, das uns bis heute erhalten blieb, das am Spalentor, eingehender betrachten, so dünkt uns der Bau voll spielerischer Anmut und Leichtigkeit zu sein, welchen Eigenschaften wir kaum fortifikatorische Begabung zusprechen. Es scheint, daß nach dem glücklichen Abschluß des St. Jakobkriegs in Basel die Kunst eine wichtigere Rolle spielte als die kriegerische Stärke. Glückliche Stadt! Sie hielt ihren Künstlern zahlreiche Aufträge zu, durch welche Tore, Türme und Mauern mit Malereien und Plastiken ausgeschmückt wurden.

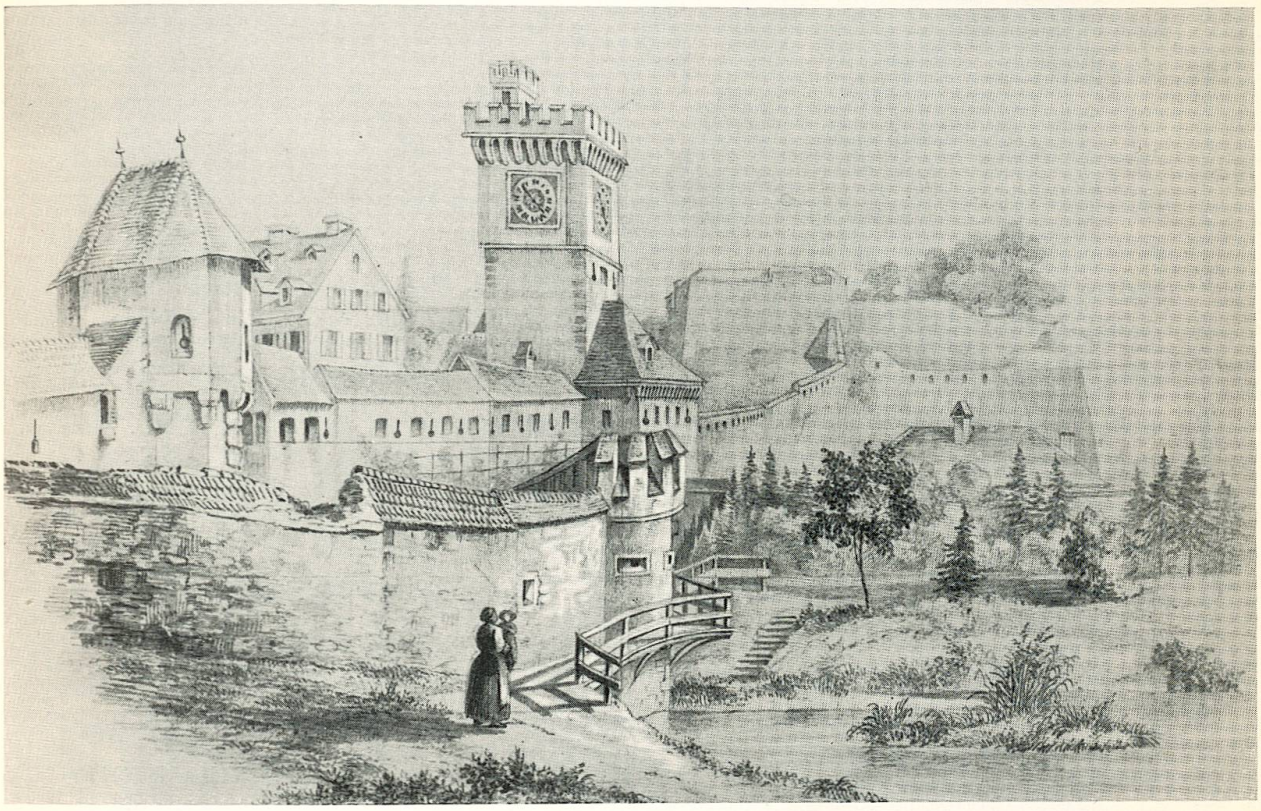
Die Freude, über Torbogen Bilder anzubringen, hatte zwar im Jahrhundert zuvor schon begonnen. Bereits 1420 wurde ein weit älteres Reiterbild am Rheintor vom Maler Hans Tiefenthal aus Schlettstadt erneuert (Kunstdenkmäler Basel I, S. 206 und Abb. 132). Doch von 1450 an mehrten sich deutlich die Ausgaben für Malereien an den Türmen und Toren. So wird in eben diesem Jahr der «turn zu sant Alban» auf diese Art geschmückt, und 1454/55 erhielt «Meister Gilgenberg von dem werke zu sannt Johanns thore ze molen» 6 lb und 1 Schilling; vermutlich handelte es sich um die Uhr am Torturm, deren Zifferblatt eine prächtige Auszierung und Umrahmung

erhielt. 1460/61 ist «von eynem crucifixen an den Steynen» die Rede; ein Kreuzigungsbild wie es damals auch an die Tore von Liestal und in den folgenden Jahren noch anderwärts angebracht wurde, sollte die durchs Tor Gehenden mit frommen Gedanken erfüllen. 1466/67 erhielt der Maler Balduff die stattliche Summe von 41 lb und 8 Schillingen «von Spalentor ze molen», welche Arbeit kurze Zeit später noch ergänzt wurde; es muß eine bedeutsame künstlerische Leistung gewesen sein, auch «Baselstebe» waren dabei inbegriffen. Nachdem 1468/69 der «kuppferne knopff uff Spalenthor» aufgesetzt worden war, kam in den folgenden Jahren bis 1474 das schon erwähnte Vortor zu Spalen zustande, für das Jakob Sarbach «der murer» in diesem Jahr 50 lb als Schlußsumme erhielt. Seine zierlichen Skulpturen an Zinnen und Konsolen werden die Stadt mehr als nur dies gekostet haben. 1481/82 wurde der St. Thomasturm am Rhein bei St. Johann bemalt und ein Jahr darauf das St. Johanntor mit einem Kreuzigungsbild ausgeschmückt; die Gewölbe daselbst prangten mit Malereien. 1483/84 erhielt auch der Eselturm beim Barfüßerplatz sein «Marterbild».

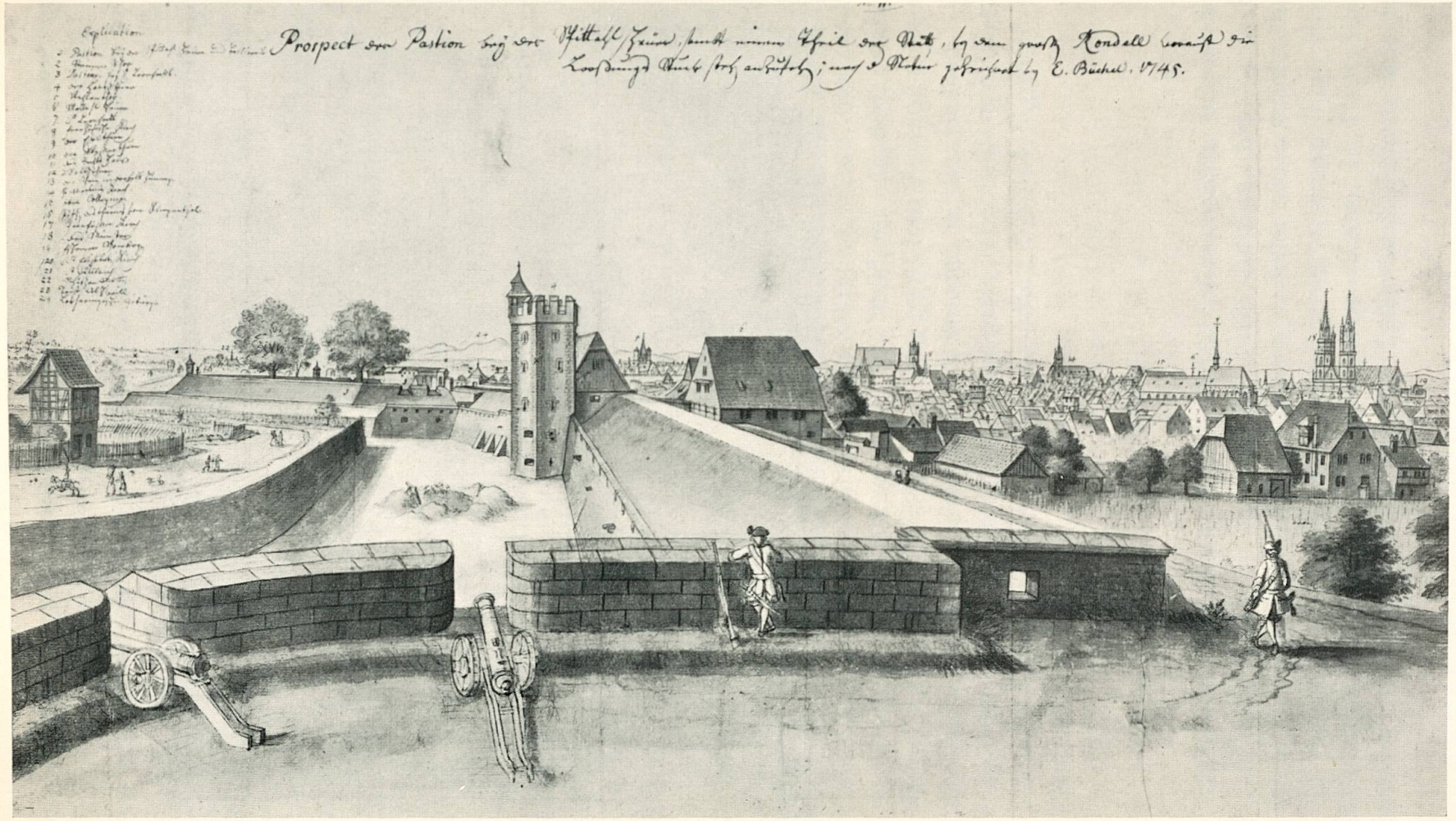
So ließ es sich der Rat angelegen sein, die bedeutsamen Stellen der Stadtbefestigung mit künstlerischen Leistungen hervorzuheben und Bürgern und Fremden Freude zu bereiten. Leider können wir nicht weiteren Einzelheiten dieser kunstfrohen Gesinnung nachgehen; es würde für uns zu weit führen. Wichtiger wäre, zu wissen, was der Rat für die Verstärkung der Mauern tat. Aus wenigen Angaben erfahren wir, daß er stets darauf bedacht war, den baulichen Zustand zu überwachen. Zur Freude von Jung und Alt wurden in den Gräben – deren kriegerischem Zweck entgegen – während Jahrhunderten Hirsche und Rehe gehalten, für deren Fütterung schon 1423/24 Sigmund der Bruckmeister 1 lb erhielt.

Bollwerke

In den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts machte sich die veränderte Wehrtechnik in verstärktem Maße fühlbar. Die Kraft der Feuergeschütze hatte einen Stand erreicht, welcher einen starken Ausbau der Burgen und Stadtbefestigungen forderte, wenn diese einem Angriff durch neue Waffen gewachsen sein wollten. In Deutschland widmete sich der große Maler Albrecht Dürer in Nürnberg dem Stu-



9. Birsigeinfluß und Steinentor, um 1865.
Bleistiftzeichnung eines Unbekannten.



10. Blick vom Aeschenbollwerk nach der Elisabethenschanze und gegen die Elisabethenstraße. Lavierte Federzeichnung von Emanuel Büchel, 1745.

dium des Festungsbaues; nach seinen Plänen schuf die mächtige Reichsstadt in Franken jene umfangreichen Rundtürme, die Mauern und Tore zu verstärken hatten und bis heute großenteils erhalten blieben.

Auch in Basel mußte für die Verstärkung des Mauergürtels etwas geschehen, wenn die Stadt in den Stürmen der religiösen Umwälzungen einen festen Stand behalten und sich gegen Habsburg und den Kaiser behaupten wollte. Im Februar 1531, als die politischen Spannungen auch in der Eidgenossenschaft aufs Höchste gestiegen waren, wurde nach Plänen des Maurermeisters Hans Mentzinger der Bau von Bollwerken begonnen, welche die mittelalterliche Ringmauer an den empfindlichsten Stellen decken sollten. Die ganze Länge des Stadtberings nach den neuzeitlichen Forderungen umzugestalten – dafür reichten die Mittel und auch der Wille nicht aus. Vorerst wurden zwei solcher Befestigungswerke errichtet, das eine an der besonders gefährdeten Stelle, wo zwischen dem Petersplatz und der äußern «Neuen Vorstadt» (innere Hebelstraße) der Stadtbering nach einer tiefen Einbuchtung weit vorsprang; hier entstand nach dem einen empfohlenen Wehrsystem das «Wasen-Bollwerk», ein hoher rechteckiger Wall, der mit der einen Böschung über die Stadtmauer hinauszusehen vermochte und vom Petersplatz wie von der Vorstadt her eine Rampe als Zufahrt erhielt (erstmals auf dem Stadtprospekt von 1577 eingetragen; Kunstdenkmäler Basel I, Abb. 64). Von dieser so verstärkten Ecke aus konnte ein Angriff auf die Westflanke bis hin zum Spalentor abgewehrt werden. Ein anders geartetes Bollwerk entstand hinter der Klosterkirche von St. Klara in Kleinbasel. Hier war es eine hufeisenförmige Bastei, die mit einer gebogenen hohen Quadermauer hinter der alten Stadtmauer aufragte und von deren Plattform aus die ganze Landseite vor Kleinbasel mit Geschossen bestrichen werden konnte. Glücklicherweise trat nie ein Ernstfall ein, der das praktische Erproben dieses Zwecks erzwungen hätte. Um für das merkwürdige Werk nach hinten genügend Raum zu gewinnen, mußte der Chor der Klosterkirche abgebrochen werden. An diesen beiden Bauten wurden täglich bei 200 Leute beschäftigt, vielfach Arbeitslose, «die suß groser armut hetten musen lyden, dan der hunger zur selben zit groß waß», wie die Chronik von Fridolin Ryff berichtet.

Zur Beratung bei diesen neuartigen Festungswerken wurde aus Straßburg ein Hauptmann Kaltschmidlin zugezogen, der mit einigen

gewiegten Werkleuten in Basel anrückte. Der Rat ließ sich deren Beihilfe eine ansehnliche Summe kosten, und als sie wieder wegreisten, verehrte er ihnen für Ratschläge und Bemühungen ein schönes Geschenk in Goldgulden. Wir können aber nicht erkennen, welche Befestigungsbauten die Straßburger für die besseren hielten, die mit Steinquadern, wie sie das St. Klara-Bollwerk aufwies, oder jene, die wie das Wasen-Bollwerk vor allem aus Anschüttungen von Erde bestanden. Die beiden Arten standen sich lange gegenüber und es ist zu vermuten, daß in Basel vorderhand weder die eine noch die andere Art den Sieg davontrug.

Nach der ersten Anstrengung Basels folgte im Ausbau der Befestigung eine kurze Pause, in welcher uns die Ratsrechnungen einzig von kleineren Instandstellungen an den Toren, so 1537/38 am Bläsitor, berichten. Dann aber wurde das «Bollwerk zu Sant Peter» in Angriff genommen, das bis zum Jahre 1540 vollendet war und wofür Eucharius Rych, ein unbekannter Baufachmann, eine ausnehmend stattliche Summe erhielt. Sie diente vermutlich zur Verbesserung des Wasen-Bollwerks, das bis zum Petersplatz hin durch einen Wall hinter der einspringenden Stadtmauer verlängert wurde. Durch solche «Hinterschüttungen» glaubte man damals, die mittelalterliche Mauer gegen Beschuß fester machen zu können. Diese Ecke unterhalb des Spalentors bereitete den Stadtvätern offensichtlich stetige Sorge, ohne daß sie konsequent zur völligen Ausrichtung der Westflanke geschritten wären.

Im Sommer 1545 zeigten sich im Mauerwerk des Aeschenschwibbogens starke Risse. Da man der innern Mauer noch immer strategischen Wert zuerkannte, mußten die oberen Teile des Turmes durch den Maurermeister Erhard abgetragen und im folgenden Jahre neu aufgeführt werden. Im Oktober 1547 wurde sodann die rheinseitige Befestigung Kleinbasels durch Meister Hans den Maurer mit einem starken Mauerwerk am «Zwingelhoff» verstärkt; der Zwinger war ein schmaler, der bisherigen Mauer vorgelegter Hof. An die neue Außenmauer malte Meister Matthäus Han einige Wappenschilde mit dem Baselstab, die nun, wie die schon bestehenden Malereien am Rheintor gegenüber, Schiffleute und Reisende begrüßten.

Unterdessen scheinen die Basler Bausachverständigen über die Art und Weise, wie die Stadtbefestigung weiter verstärkt werden sollte, einig geworden zu sein. Denn zu Anfang des Jahres 1547 wurde die Errichtung weiterer Bollwerke tatkräftig an die Hand genommen. Man

hatte sich offenbar für die Dürer'sche Art von Basteien entschieden, die im Halbrund vor die Mauern vorsprangen und so etwelchen Flankenschutz gewährten, der beim St. Klara-Bollwerk noch kaum möglich war. Dürer hatte allerdings noch weitere Pläne entwickelt, die aber, weil zu kostspielig, kaum durchführbar waren. Einzig Schaffhausen ging mit seinem «Munot», 1563/82 erbaut, darauf ein.

Nachdem der Basler Rat einige Grundstücke vor den alten Mauern erworben hatte, schloß er mit Meister Hans dem welschen Maurer das Verding für den Bau einer Bastion ab. Dieser Baufachmann war vermutlich ein Walser aus den ennetbirgischen Tälern hinter dem Monte Rosa, wie sie in jenen Jahrzehnten vielerorts nördlich der Alpen tätig waren. Seine Arbeiten scheinen aber Verzögerungen erlitten zu haben. Dem Rate kamen Bedenken, ob die großen Ausgaben auch wirklich nutzbringend angelegt wurden; deshalb zog er den schwäbischen Ritter Sebastian Schertlin von Burtenbach als Berater zu. Schertlin hatte im Schmalkaldischen Krieg die Truppen der evangelischen Städte und Stände in Schwaben gegen den Kaiser geführt. Von diesem geächtet, war er nach der endgültigen Niederlage des Schmalkaldischen Bundes 1547 nach Basel geflohen, das ihm Asyl gewährte. «Und domit auch er den Basleren kein unwerder gast werde, haben min gn. herren uß sinem anschlagen und angäben die großen bolwerck neben dem Steinenthor uff dem berg gelegen, machen und erbuwen lossen.»

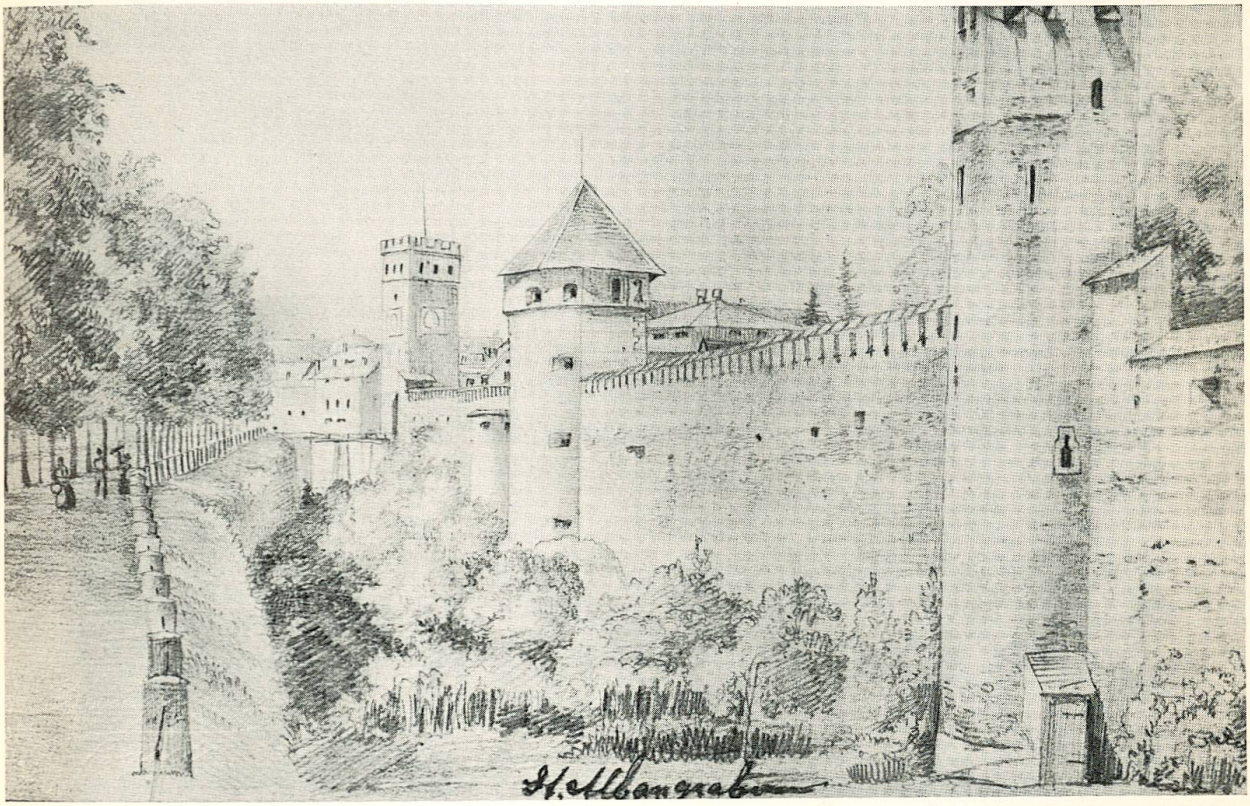
Nach einem Jahre Arbeit war im Spätherbst 1548 das Bollwerk östlich vom Steinentor, das man «Dorn im Aug» benannte, fertiggestellt. Noch vor dessen Vollendung hatte man schon das gegenüber auf der linksufrigen Anhöhe gelegene Festungswerk, das den Namen «Wag den Hals» erhielt, zu bauen begonnen. Meister Hans, der obgenannte welsche Maurer, mußte, um Platz für die neuen Festungsbauten zu gewinnen, zwei der bisherigen Türme abbrechen, die noch auf dem Stadtbild von 1547 (Stumpf'sche Chronik, Kunstdenkmäler Basel I, Abb. 63) links und rechts vom Steinentor zu sehen sind und vielleicht schon die Namen trugen, die nun auf die neuen Bauwerke übergingen.

Am 16. Mai 1549 besichtigten die Herren Häupter der Stadt mit etlichen Ratsherren, den Lohnherren und Werkleuten die Stadtbefestigung vom Thomasturm am Rhein bei St. Johann bis herum zum Eckturm bei St. Alban. Durch einen solchen Augenschein ließen sich am besten die notwendigen weiteren Verbesserungen sowie die jeweilige Bestückung ausfindig machen. Das Wichtigste, was die Herren

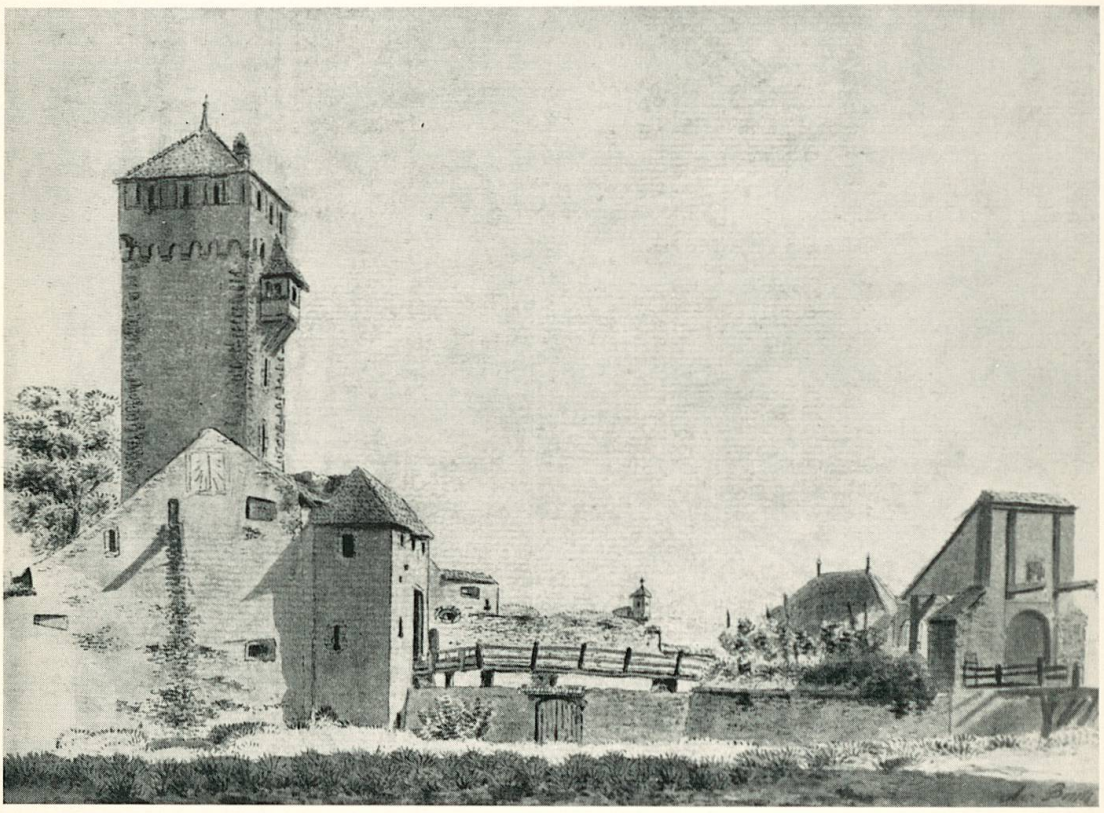
feststellen mußten, war nun, daß «alle thurn umb die stat vil zu hoch und zu eng» waren. Einzig der Turm «Luginsland» beim St. Peters-Bollwerk und der «Nuw Thurn vnferr von Eschemer thor» waren in ihrem Unfang groß genug, damit auf ihnen Geschütze postiert werden konnten. Unter dem «Neuen Turm» ist wohl jenes mächtige runde Bollwerk gemeint, das die Ecke zwischen Steinen- und Aeschentor seit den 1540er Jahren verstärkte, ohne daß wir von seinem Bau Näheres aus den Rechnungen vernehmen. Auf dem ganzen Verlauf der Ringmauer, an Türmen und Toren, sollten, wie die Besichtigung ergeben hatte, neue Schießlöcher geschaffen werden. An zwei Stellen mußte dringend neu gebaut werden: Einmal sahen die Herren einen neuen Wehrbau «by Bronnmeisters thurn», d. h. in der Spalen bei der Fröschgasse vor; zum andern fanden sie den «Ortturm» am Rhein bei St. Alban nicht nur in schlechtem Zustand, sondern er war für diese bedeutsame Ecke zu oberst an der Ringmauer zu schwach, «das sol vnd muß man bessern». Daß die ganze Befestigung ringsum mit Geschützen und allem Zubehör wohl zu versehen sei und die Wachen allenthalben getreulich ihre Pflichten zu tun hätten, wenn die Stadt bewahrt werden sollte, stand den Herren deutlich vor Augen. Schließlich verlangten sie auch, daß die Rheinbrücke mit Ketten gegen außen gesperrt werde. Diese Beschlüsse sahen nach Krieg aus. Die Gefahr war denn auch damals für die evangelische Stadt groß und blieb es bis zum Augsburger Frieden von 1555, als dessen Folge Kaiser Karl V. seine Angriffspolitik gegen die Andersgläubigen im Reiche aufgab.

Im August 1550 wurde das Bollwerk in der Spalen von den zum Bau verordneten Räten in Arbeit gegeben und «das pfulment angefangen zu graben», nachdem des «Brunnmeister thurn» abgebrochen worden war. Dieser Turm aus dem Mittelalter war so genannt worden, weil hier die Wasserleitung vom Weiherweg her in die Stadt einmündete und der Brunnmeister der Stadt – um 1500 war dies Hans Zschan, der prächtige Pläne des Brunnwerks hinterlassen hat – im Turmgelaß sein Werkzeug aufbewahrte. Der neue Wehrbau hieß anfänglich ebenfalls «des Brunnmeisters Bollwerk»; doch bald nahm er den Namen «Fröschenbollwerk» nach der benachbarten Fröschgasse an, wie die innere Schützenmattstraße bis ins 19. Jahrhundert hieß. Vermutlich war der Bau im Sommer 1551 beendet.

Daneben wurden die bisherigen Ringmauern an verschiedenen Stellen ausgebessert. In erster Linie kam wohl der «Ortturm» am Rhein



11. Blick in den St. Albangraben und auf das Aeschentor, um 1860.
Bleistiftzeichnung eines Unbekannten.



12. Das St. Albantor von der Außenseite.
Lavierte Tuschzeichnung eines Unbekannten. Um 1800.

bei St. Alban an die Reihe; doch behielt er seine mittelalterliche Form bei, wie uns dies Merians Stadtbilder beweisen. 1550 wurde der innere Bering am Harzgraben verbessert und im Juni 1551 mußte die Ringmauer beim Klingentalkloster, die zum großen Teil in den Rhein gefallen war, neu aufgebaut werden.

Bastionen

Mit Verstärkungen, wie sie Schertlin von Burtenbach empfohlen hatte, wurde man nach 1551 zurückhaltender. Bis 1554 war nur noch das «pollwerck by Sant Johannsen» fertiggestellt worden, das eine ausspringende Ecke westlich der St. Johannsvorstadt besser sichern sollte. Ähnliche Werke mochten noch einige, etwa bei den Ecken von Kleinbasel, geplant gewesen sein; doch deren Bau unterblieb. Immer rascher veralteten die bisherigen Grundsätze zum Bau von Verteidigungsanlagen, da die Geschütze vervollkommnet wurden. Auch erkannte man die Nachteile der bisher gebauten Rundbasteien, die von den Seiten her zu ihrem eigenen Schutze nicht völlig bestrichen werden konnten. Aus diesem Grunde wurden schon frühe vieleckige Ausbuchtungen der Festungsgürtel erwogen, sogenannte Bastionen. Doch erst die Italiener wandten diese Bauweise bei ihren Städten nach 1550 an. Anstelle der alten Ringmauern mit ihren Türmen und Bollwerken traten nun die in regelmäßigen Abständen weit in spitzen Winkeln vortretenden Bastionen, zwischen denen die tiefen Einbuchtungen wohlgeschützt erschienen.

Diese Befestigungsweise wurde bald auch in Deutschland weiter ausgeklügelt und je nach den Mitteln von Städten und Fürsten in die Wirklichkeit umgesetzt. Dabei machten sich einige Festungsbaumeister einen Namen, unter ihnen vor allem der Straßburger *Daniel Specklin* (1536–1589). Schon in seiner Lehrzeit weit in den europäischen Ländern herumgekommen und bei vielen Festungsbauten in den nordischen Ländern, aber auch in Ungarn und Wien beschäftigt, gelangte Specklin auf Grund genauen Studiums der Geschoßbahnen zu Entwürfen von Befestigungen, welche die Schwächen des italienischen Systems ausmerzten. Die habsburgischen und bayrischen Herrscher erkannten seine Fähigkeiten und nahmen ihn in ihren Dienst; aber auch die rheinischen Städte und Fürsten holten gerne seinen Rat ein. Prag,

Ingolstadt und Ulm, Hagenau, Schlettstadt und Colmar wurden zum Teil durch ihn neu befestigt. Im Jahre 1576 stellte ihn seine Vaterstadt Straßburg als Stadtbaumeister an. Hier schrieb er sein Werk «Architectura. Von Vestungen», das er dem Herzog Julius von Braunschweig widmete und das bis 1736 sechs Auflagen erlebte, ein Beweis dafür, wie wertvoll und nachhaltig seine Lehren wirkten.

Dem Basler Rat war wohl bewußt, daß die Befestigungen seiner Stadt im Ernstfalle nur unvollkommenen Schutz boten. Er ließ deshalb im Frühjahr 1582 durch die Dreizehnerherren ein Gutachten ausarbeiten, «der Bollwerckhen vnd Türnen halb», worin mancherlei kleinere Verbesserungen an den Bauwerken und da und dort auch eine verstärkte Bewaffnung gefordert wurde. Die Herren verlangten ferner, daß «man die boum vnd dz gehürst vf den bolwerckhen hinweg thun, deßglichen den mist vnd das streuw zethen von Spalenthor biß zu den bolwerck der muren nach abschaffen» solle. Damit war es natürlich nicht getan; der Regierung war klar, daß es mehr brauchte als nur dies. Deshalb erbat sie sich zu Anfang des Jahres 1588 von der befreundeten Stadt Straßburg deren Baumeister Daniel Specklin. Dem Basler Boten wurde am 1. Februar vom Rate Straßburgs ein Schreiben ausgehändigt, wonach der Bitte willfahren wurde; Specklin meldete auf Befehl seiner Obern hin nach Basel, daß er daselbst am 7. Februar eintreffen werde. Damit kam ein frischer Wind in die bisher nur lau geführten Bestrebungen. Specklin besichtigte die bestehenden Anlagen aufs sorgfältigste und verlangte daraufhin am 10. Februar vom Basler Rat einen genauen Plan der Stadt, damit er mit dessen Hilfe seine Vorschläge zur Verbesserung und Erneuerung der Basler Wehranlagen aufzeichnen und vorlegen könne. Deshalb wurde nun der Maler Hans Bock, der sich bisher auch schon mit Landkarten und dergleichen abgegeben hatte, beauftragt, einen solchen Stadtgrundriß anzufertigen. Bock mochte seine Arbeit schon nach wenigen Wochen abgeliefert haben; denn am 1. April erhielt er 40 Gulden dafür. Dieser Plan ist leider nicht mehr vorhanden; dafür aber haben sich die vier verschiedenen Entwürfe erhalten, die Daniel Specklin noch im gleichen Jahre anfertigte und mit denen der Baumeister seine Vorschläge darlegte, wie aus dem veralteten Mauerring Basels eine neuzeitliche Befestigung zu entwickeln sei. Auf seinen Blättern können wir genau verfolgen, wie mit jedem Entwurf sich Verstärkungen und Änderungen mehren, wie sich aber auch die Kosten steigern mußten, die der Stadt bei einer Durchführung er-

wuchsen. Gleichzeitig lieferte Specklin eine genaue Beschreibung der einzelnen notwendigen Verbesserungen der Wehrbauten ab, betitelt «Architectür / Vnndt / Baüw-Ordnung / Vber / die Stadt Basell, wie die möchte auff ettliche weg / verbeßeret, Gebauwen vnndt beuöstigt werden...» Der Band enthält interessante kolorierte Federzeichnungen von einzelnen Objekten.

Nach der Rückkehr in seine Vaterstadt sandte Specklin, der offenbar in Basel aufs beste behandelt worden war, am 13. März 1589, dem Basler Rat sein berühmtes «Tractat oder Bauwbuch, wie vöstungen zu bauwen seindt», und zwar ein «Illuminiert Exemplar» mit der Bemerkung, es könne zwar in Basel nicht alles so erbaut werden, doch möchten die Ratsherren doch mancherlei «Bedenken» daraus schöpfen. Er selber wollte gerne noch einiges hinzufügen, doch sei er dieser Zeit «krankheit halben nit woll uff».

Vielleicht hätte – bei dem sparsamen Vorgehen der Basler Regierung – der erste Entwurf, der eine Reihe von neuen Schanzen hinter der Mauer und Erdwerke im Vorgelände vorsah, ohne die mittelalterlichen Mauern aufzugeben, eine vollständige Durchführung erlebt, wenn Specklin nicht schon kurze Zeit nach seinem letzten Schreiben, wenig mehr als fünfzigjährig, verstorben wäre. So hatte man zwar an verschiedenen Stellen begonnen, Wälle hinter der Mauer anzulegen und suchte auch ferner nach den Angaben Specklins die Fehler und Mängel zu beheben, «so an und auf den Pollwerckhen, auch sonsten der Statt Mauren nach befunden»; aber zu einer konsequent den ganzen Bering verstärkenden Lösung kam man nicht, trotz den gefahrvollen Zeiten, die einen Krieg gegen die evangelischen Stände und Städte immer näher rückten.

6. Die Verstärkungen des 17. Jahrhunderts

Basels Lage beim Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges

Kurz vor dem Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges (1618–1648) war das Bastionärsystem durch niederländische Ingenieure starken Verbesserungen unterzogen worden. Wälle und Gräben wurden den inneren Werken in vermehrtem Maße vorgelegt, die Toranlagen noch um einiges komplizierter ausgestaltet. Hätte Basel sich einen derartigen

Sicherungsgürtel schaffen wollen, so wären Unsummen dazu notwendig gewesen. Der Rat wußte zudem, wie schwer es war, den Bürgern die notwendigen Landstücke vor der bisherigen Mauer abzukaufen; deshalb sperrte er sich so lange gegen jeden Gedanken einer Erweiterung der Festungswerke. Die «Bedenken», die schon im Jahre 1609 von Andreas Ryff eingereicht worden waren, wurden nicht beachtet. Es mußte der Kriegsausbruch in Böhmen zeigen, daß das heimliche Feuer, das schon lange im Verborgenen geglimmt hatte, nun, ins Freie getreten, bald ganz Mitteleuropa erfassen und auch Basel bedrohen konnte.

Nun wurde der Bürgerschaft wenigstens befohlen, die von Privaten in die Ringmauer gebrochenen Öffnungen zu schließen. Dies geschah im Laufe der Sommer- und Herbstmonate 1619. Am 7. Oktober 1620 beschloß der Rat, einen Kriegsbaufachmann zuzuziehen. Er wandte sich an Herzog Ludwig Friedrich von Württemberg, der zu Mümpelgard (Montbéliard) residierte und erbat sich dessen Festungsingenieur Claude Flamand. Der Fürst befahl diesem, sich unverzüglich nach Basel zu begeben, damit sich die dortigen Räte «zu ihrem Belieben mit seiner profession bedienen können» (15. Oktober 1620). Flamand weilte während einiger Zeit in unserer Stadt; länger aber blieb sein Sohn Jean da, während acht Monaten, wie es im Zeugnis lautete, das der Rat am 19. März 1623 Johann Flamand ausstellte. Ihre Planentwürfe sind noch im Basler Staatsarchiv erhalten.

Unterdessen war die Schlacht am Weißen Berg bei Prag (8. November 1620) geschlagen worden. Der Kaiser und die Katholische Partei im Reich hatten hier einen ersten großen Sieg errungen; die evangelischen Reichsstädte bekamen dies rasch zu spüren. Auch auf Basel wirkte das Ereignis. Der Basler Rat verlangte deshalb von den «Dreizehn», d. h. den zum Bau verordneten Herren, eine raschere Bearbeitung der Festungsfragen. Daraufhin wandten sich die Bauherren an den französischen Adligen Theodore Agrippa d'Aubigné, der 1620 als Glaubensflüchtling nach Genf gekommen und als Ingenieur in die Dienste der Rhonestadt getreten war. Dieser hielt sich aus Überzeugung den reformierten Schweizerstädten zur Verfügung und hätte aus ihnen – nach seinen eigenen Worten – am liebsten «ein reformiertes befestigtes Lager im Dienste der evangelischen Mächte» gemacht. Aber allen Bündnisvorschlägen der kriegführenden Mächte, zahlreichen Grenzverletzungen und innern Schwierigkeiten zum Trotz gelang es der Eidgenossenschaft, sich beiseite zu halten. Allerdings bedurfte es größ-

ter Wachsamkeit und einer Politik, die nie die alten Bundesgenossen, auch wenn sie im andern Lager standen, außer acht ließ. Es war ein Glück für die Schweiz, daß sie damals Männer besaß, die mit sicherem Blick und starkem Mut das Schifflein durch die erregte Flut lenkten: wir denken da vor allem an den Basler Johann Rudolf Wettstein, seinen Freund Peregrin Zwyer von Evibach aus Uri und den aufrechten Solothurner Johann Jakob von Staal.

Zur Wachsamkeit gehörte auch der Ausbau städtischer Festungswerke. Genf, Bern und Zürich umgaben sich mit einem starken Schanzengürtel und legten im Lande weitere Festungen an; Bern machte aus Aarburg, Zürich aus dem Bergstädtchen Regensberg ein vorgeschobenes Fort modernster Art. Die katholischen Orte ihrerseits schufen aus dem Stein zu Baden einen starken Stützpunkt. Die Stadt Basel aber, welche weitaus am ehesten der Gefahr ausgesetzt war, brachte es auch jetzt kaum mehr als über Entwürfe, Beratungen und einen schwachen Baubeginn neuer Werke hinaus. Wohl waren bis zum Mai 1622 durch Agrippa d'Aubigné und seine Mitarbeiter, Nathan d'Aubigné und einen Herrn de la Fosse, umfassende Pläne ausgearbeitet worden, nach denen ein ganzes «Royalwerk» mit 22 spitzwinkligen Bastionen als Sicherungsgürtel um die Stadt gelegt werden sollte. Aber vor diesem großzügigen Vorschlage erschrak der Rat und konnte nur dazu bewogen werden, höchsten vier Bastionen in Auftrag zu geben. Er glaubte, es genüge, wenn er einen guten Büchsenmeister, Jakob Scharffenstein, anstelle (14. August 1622), der das angeschaffte «grob geschütz» in gebührende Bereitschaft versetzen und die Mannschaft gehörig anzulernen hatte. Diese Saumseligkeit der Obrigkeit versetzte die Bürgerschaft in eine gewisse Unruhe und Unsicherheit; es liefen in der Stadt Gerüchte umher, die die Einigkeit gefährdeten. Der Konvent der Pfarrherren ließ sich von den Deputaten schon am 21. Juni bestätigen, daß «die hoche Oberkeit die statt werde bevestigen». Aber die Regierung zeigte sich beleidigt, weil die Geistlichen sich in diese Angelegenheit gemischt hatten. Diese setzten am 30. August der Obrigkeit mit einem umständlichen Schreiben auseinander, daß zwar die vornehmste Pflicht der Diener am Wort sei, «die Leute zu wahrer Buß und Besserung, wie auch bestendigem Vertrauwen auf Gott als unser himlischen Vestung zu vermahnen», daß aber durch ihre Vermahnungen, «wie man zu dise gefohrlichen Zeiten beneben der Verbesserung unsers Lebens auch an äußerliche mittlen, dadurch der leibliche wolstand

erhalten wird, es seye bevestigung und verwarung der statt oder nothwendige vorräth in allerhand defensions mittlen, nichts unterlassen solle», gewiß nicht zu viel geschehen sei. Denn Gottes Wille sei es von jeher gewesen, daß seine Kinder alle irdischen Möglichkeiten einer «defension» in Zeiten der Gefahr benützen sollten; dies hätten schon die Psalmisten mit herrlichen Stellen bezeugt, wo von «Vestungen, thürn, werr und waffen» die Rede sei. Auch aus dem sechsten Gebot könne sonnenklar erwiesen werden: daß töten nicht nur heiße, einem mit Gewalt das Leben nehmen, sondern auch, einem die zur Schirmung notwendige Sicherung entziehen. Aus diesen Gründen baten die Pfarrherren die Regierung inständig, ohne Verzug mit dem Werk zu beginnen, damit sie, die Geistlichen mit samt der Bürgerschaft, «die darauff mit seuftzen wartet», darum danken und Gott die Ehre geben können.

Bürgermeister und Rat scheinen durch diese Eingabe beeindruckt gewesen zu sein. Denn in den folgenden Monaten erfolgte die Erwerbung einer ganzen Anzahl von Grundstücken, auf denen nun die Schanzen angelegt werden sollten. Im Oktober 1622 wurde die Arbeit an den neuen Werken aufgenommen und bis in den Sommer des folgenden Jahres nicht mehr unterbrochen. Die Bauleitung wurde dem Ingenieur und Festungsbaumeister *Johann Faulhaber* aus Ulm (1580 bis 1635) anvertraut, der eine ganze Equipe von «Wallschlagern» aus seiner Vaterstadt, nebst seiner Familie, mit nach Basel brachte. Aus den Ausgabenrechnungen geht hervor, daß ein «Cavallier oder schanz bei St. Johanns thor» als erstes Werk erstellt wurde. Anschließend entstand die Schanze beim Thomasturm (Rheinschanze) und wurden die Wälle bis hinauf gegen das Spalentor verbessert, wobei neben den Ulmischen Leuten auch Bündner arbeiteten, ferner Männer und Weiber aus der Stadt und den Baslerischen Ämtern in Frohndiensten. Die Ausgaben stiegen von Monat zu Monat an. Nachdem auch die beiden Schanzen links und rechts des Birsigeinlaufs (Steinen- und Elisabethenschanze), ferner eine beim St. Albantor errichtet worden waren, beliefen sich die Kosten während 34 Wochen für die ausgegebenen Löhne allein auf mehr als 64 000 lb, trotzdem Gewaltiges in Frohndiensten geleistet worden war.

Pläne und Gutachten zur Verstärkung der Befestigung

Dem Rate kamen begreiflicherweise schon bald Bedenken, ob sich die enormen Ausgaben auch wirklich lohnten. Er scheint Johann Flamand am 19. März 1623 gerne entlassen zu haben (Ratsbücher C 9), mußte aber nach dessen Abreise in Mümpelgard bitten, daß man dem Vater, Claude Flamand, die Pläne abfordere, die er für die Stadt Basel geschaffen, aber nicht abgeliefert habe (Bau-Akten Z 1, 10. April 1623). Die Zweifel an der Güte des bisher Geschaffenen vergrößerten sich zusehends. In ihrer Not sandte die Obrigkeit ihren Kriegsobersten *Peter Holzappel, genannt Melander*, zusammen mit Ingenieur Johann Faulhaber in die Niederlande, damit sie die Pläne der im Bau begriffenen Befestigungswerke dem Prinzen Moritz von Oranien in s'Graven Hage vorlegten und mit dessen Ratschlägen, wenn immer möglich, zwei der besten Kriegsbaumeister der Holländer mit nach Basel bringen möchten. Allein die Reise der beiden baslerischen Abgesandten zog sich in die Länge und zudem trafen die erhofften holländischen Bau- und Zimmermeister Petrus Cornelis und Jacundt de Ruckh trotz ihrem Versprechen so lange nicht in Basel ein, daß sich der Rat, als sie endlich doch noch kamen, unterdessen schon anderweitig nach Fachleuten umgesehen hatte und sie nun, mit Entschädigung für die Reisekosten, am 24. Juli wieder nach Hause schicken mußte (Ratsbücher C 9).

Das Wirken Adam Stapfs

In seiner Not hatte der Rat den Ingenieur Adam Stapf aus Neustadt an der Hardt (Rheinpfalz) berufen, den sie beauftragte, die bisher durchgeführten Arbeiten sowie die vorliegenden Pläne des Vollausbaus der Befestigungen zu begutachten. Stapf machte sich, noch während der Abwesenheit Faulhabers, daran, alles genau zu besichtigen, die Mängel des bisher Geschaffenen und die Kosten des Kommenden festzustellen. Noch ehe er damit fertig war, kehrte Faulhaber von seiner Reise zurück; er brachte drei Entwürfe des niederländischen Ingenieurs Johann van Valkenburgh mit, die er dem Rate vorlegte. Der Rat wünschte nun, daß Stapf auch diese besehe und begutachte. Am 4. August 1623 lieferte er sein ausführlich und für jene Zeit auffallend klar gehaltenes Gutachten ab. Stapf stellte fest, daß

von den bisherigen Plänen «ein zimblicher anfang geschehen, von St. Johans Thor an bis zum Spallenthor vnden im graben eine triangulare vertieffung fürgenohmen vnd der aufgeschnittene Kieß hinder die Mauren innerhalb der Statt getragen und erschüttet worden». Er hätte nun am liebsten gewünscht, es wäre mit dieser Arbeit noch gar nicht angefangen worden; denn die «vielerlei Eck vnd Winklen, so sich in und außerhalb der Statt hin vnd her ziehen», hätten doch bei reiferem Beratschlagen vernünftigerweise abgeschnitten werden sollen. Gerade dies habe auch die Bedenken verursacht, die zur Reise der Herren Melander und Faulhaber nach den Niederlanden führten. Ehe nun diese Abgesandten zurückgekehrt waren, wollte Stapf nicht raten, daß mit dem Ausheben und anderweitigen Aufschütten der angefangenen Gräben fortgefahren werde. Einzig beim St. Johanntor habe er einen Versuch gemacht, nach dem vorhandenen Plan Graben und Wall fertigzustellen, damit ersichtlich werde, wie das Werk ausfalle. Daraus habe er jedoch ersehen müssen, daß, wenn man auf diese Weise die ganze Stadtmauer, ohne Bollwerke und Streichwehren, ändere, der Graben vielerorts mit Geschossen nicht bestrichen werden könne. Weil aber bessere Ratschläge aus den Niederlanden lange ausblieben und es nicht ratsam war, das Werk ganz einzustellen und das Arbeitsvolk zu entlassen, so habe er, nach genugsamer Erwägung aller Möglichkeiten, dem Rate vorgeschlagen, «daß zu besserer Defension der Mauren und Gräben diesen Sommer über etliche Werk mit ihren Spitzen aufwertig der Stadt gelegt, mit den espanten oder flügeln an die inwendigen wäll angehenkt und also alte und newe gräben aneinander geschlossen, auch eins vom andern bestrichen werden möchte». Daraufhin habe der Rat eingewilligt, daß drei solcher Werke, nämlich eines beim St. Johanntor und zwei vor dem Steinentor beidseits auf der Anhöhe angefangen würden, «allda man noch zur zeit in arbeit stehet vnd vortfehrt» (Bau-Akten Z 1).

Die drei Entwürfe, die Faulhaber aus den Niederlanden mitgebracht und die der berühmte Ingenieur Johann van Valkenburgh eigenhändig entworfen hatte, vermochten Adam Stapf keineswegs zu imponieren. Er fand zwar, jeder einzelne sei mit seinen Grundgedanken richtig und keineswegs zu verwerfen, jedoch müßten die Lage der zu befestigenden Stadt, die Größe und Ausdehnung des geplanten Werkes, die Kosten des Baues, des Unterhaltes, der Besatzung und Bestückung noch weit mehr in Betracht gezogen werden, als man es

bei diesen Entwürfen getan habe; denn Basel sei «doch von Natur zu keiner Haupt vestung qualificirt».

Johann van Valkenburgh hatte in seinem ersten Entwurf ein komplettes «Royalwerk» um die Stadt gelegt, d. h. es folgten sich um den ganzen Bering in gleichmäßigem Abstand eine Bastion um die andere, so, wie er dies auch in Ulm geplant und durchgeführt hatte. (Siehe den Merian'schen Stich in der Topographia Sueviae von 1643.) Stapf äußerte sich dazu in seinem Gutachten, er wollte «zwar nichts lieber helffen bauwen als dero gleichen»; wenn er aber überschlage, welchen weitläufigen Bezirk mit zahlreichen unbebauten Gebieten Basels Stadtbefestigung in sich begreife, so möchte man die Fortifikationen wohl um die Hälfte kleiner wünschen. Bei der Winkligkeit der bisherigen Stadtmauer müßten die neuen Werke, wenn ihre Linie gestreckt werden sollte, an gewissen Orten bis zu 600 Schuh vorgelegt werden; somit würde der Flächeninhalt innerhalb der neuen Fortifikationen auf das Doppelte des bisherigen anwachsen. Aus diesem Grunde glaubte Stapf, daß die Durchführung dieses Entwurfes, der Größe des Unternehmens und der riesigen Kosten wegen, unmöglich sei, ganz abgesehen davon, daß im Kriegsfalle eine derart große Besatzung unterhalten werden müßte, daß sie über das Vermögen der Stadt hinausginge. Auch gab er dem Rate zu bedenken, wie stark der Verlust der Güter und Rebäcker, die für den Bau benötigt würden, die Bürger bedrücken müßte.

Der zweite Entwurf Valkenburghs sah frei vor die bisherigen Befestigungen gelegte Ravelins und Hornwerke* vor, die Stapf wohl nützlich fand, wenn sie mit wohlerfahrenem Kriegsvolk besetzt werden konnten. Weil solche separierten Werke in Basel bei Kriegsfall aber nur durch die Bürgerschaft selbst und deren Landvolk – und nicht durch geübte Kriegsleute – verteidigt würden und zudem für jedes einzelne Werk ein Zugang aus der Stadt offengehalten werden müßte, wenn nicht die Verteidiger dieser Vorwerke ausgeschlossen sein sollten, ergäben sich schon deswegen mancherlei Gefahren für die Stadt. Auch würde die Durchführung der notwendigen Arbeiten für diese zweite Befestigungsweise recht hohe Kosten verursachen, so daß «eben so vil difficulteten als bey dem vorgehenden Roial werk» zu erwarten wären.

* Ein Ravelin ist ein Außenwerk in der Form eines nach hinten offenen, ausspringenden Winkels. Ein Hornwerk war eine Wallanlage mit vorspringenden Spitzen.

Der dritte Plan Valkenburghs schlug acht einzelne Hornwerke und 2 Ravelins, an die gefährdetsten Orte verteilt, vor. Auch hier kam Stapf zur Ansicht, daß dieser Vorwerke wegen die bisherige Stadtmauer derart stark verändert und so viel Grundstücke angekauft werden müßten, daß die Ausgaben nicht niedriger kämen, als wenn ein Wall mit ganz neuen Bollwerken rings um die Stadt angelegt würde. Zudem müßte auch hier für die isoliert gelegenen Hornwerke viel tapferes, wohlgeübtes Kriegsvolk zur Verteidigung vorhanden sein. Und dies mochte Adam Stapf der Stadt Basel schwerlich zumuten . . .

Was er nun den Räten vorschlug, war, keinen von den Entwürfen Valkenburghs auszuführen, sondern in der bisher versuchten Bauweise weiterzufahren. Stapfs Vorschlag ging dahin, Basel zwar nicht mit einer ganzen «Regular- oder Royalbefestigung» zu umgeben, sondern sie mit etwas bescheideneren Bollwerken «von mittelmäßiger proportion» samt dazwischenliegenden Courtinen * zu versehen, so wie es sich den Besonderheiten Basels entsprechend am besten schicken würde. Eine ziemlich genaue Kostenberechnung der Arbeiten, die noch durchzuführen wären – also abgesehen von dem, was vor seiner Ankunft schon geschaffen worden – ergab eine Gesamtsumme von 276 429 fl. Wenn dieses Gesamtwerk durchgeführt wäre, so meinte Stapf, könnten immer noch weitere Vorwerke je nach Bedarf geschaffen werden, und er nannte auch die vorzusehenden Stellen. Zudem müßten an vier oder fünf Orten an der Rheinseite der großen Stadt kleinere Wehren angelegt werden, damit der Strom ober- und unterhalb der Brücke defendiert werden könnte. Die kleine Stadt, so nahm er an, verlange keine «disputation», da diese «zu diser zeit gar wol regular kan bevestiget werden».

Wir haben uns deswegen ziemlich ausführlich mit diesem Gutachten Adam Stapfs beschäftigt, weil wir daraus einmal mehr ersehen, wie die Unterlassungssünden des 14. Jahrhunderts sich noch drei Jahrhunderte später rächten. Denn die weitausgreifenden Stadtquartiere von St. Johann und St. Alban, die merkwürdigen Winkel beim Spalentor, die man beim Anlegen der äußern Stadtmauer nicht ausmerzte, machten eine klare und einheitliche Sicherung auch in allen spätern Fortifikationsweisen unmöglich. Der Rat scheint dies auch eingesehen, auf die Durchführung eines der Entwürfe Valkenburghs ver-

* Courtinen sind Wallanlagen, welche die vorspringenden Bastionen miteinander verbanden.

zichtet und den Grundgedanken von Adam Stapf aufgenommen zu haben. Diesem sonst unbekannten Manne gab er deshalb die Aufsicht über die weitern Arbeiten vertrauenvoll in die Hand, während er Johann Faulhaber nach mehr als einjährigem Dienst am 4. Januar 1624 entließ (Ratsbücher C 9). Der letztere kehrte in seine Vaterstadt Ulm zurück; als großer Mathematiker und «deutscher Archimedes» machte er sich späterhin einen Namen.

Die Bauarbeiten scheinen noch so lange weitergeführt worden zu sein, als sie von Adam Stapf geleitet wurden. Am 19. März 1624 starb der Ingenieur jedoch unerwartet an der Pest, wie uns seine Grabtafel im Basler Münster-Kreuzgang zu berichten weiß. Der größte Befürworter des Werks, dem der Rat einiges Vertrauen entgegengebracht hatte, war verstummt; um so lauter wurden die Stimmen, die zur Sparsamkeit aufriefen. Dadurch kam das Unternehmen zum Erlahmen. Ohnehin hatte die Obrigkeit genug mit unzufriedenen Bürgern zu tun, die ihre Rebgüter für die neuen Wehrbauten hatten abtreten müssen. Im Spätjahr 1624 wurde, um Kleinbasel vor den bedrohlich nahegerückten Truppen Tillys besser zu schützen, in aller Eile die Schanze beim «Drahtzug», am Einlauf des Riehenteichs nördlich von St. Klara, geschaffen. Dann wurde ein Schlußstrich unter das Baukonto der Befestigungen gezogen. Und obgleich der Markgraf Georg Friedrich von Baden alles Interesse daran zeigte, daß die Stadt, die oft genug seiner Familie und seinen Untertanen aus dem Wiesental Zuflucht geboten, vor allen Wechselfällen des Krieges bewahrt blieb, konnte der Rat sich doch nicht zu weiteren Wehrbauten entschließen.

Der «Fall» Faulhaber

Seltsamerweise gingen in den folgenden Jahren in Basel Gerüchte um, die schon gebauten Festungswerke seien feindlich gesinnten Mächten verraten worden, und zwar durch den Ingenieur Johann Faulhaber aus Ulm, der tatsächlich auch dem Kaiser und Habsburg Dienste leistete. Faulhaber, der schon anläßlich seiner Reise nach den Niederlanden, die der Basler Rat angeordnet hatte, wegen seines langen Ausbleibens von gewisser Seite hatte Vorwürfe einstecken müssen, scheint in Basel Neider und Feinde gehabt zu haben, die ihn auch nach seinem Wegzug schlecht zu machen versuchten.

Nach einer Korrespondenz zwischen Faulhaber und dem Bürgermeister Spörlin im Frühjahr 1628 wandte sich der Basler Rat an die Räte von Ulm, diese möchten den Ingenieur zur Verantwortung ziehen. Die Basler warfen ihm vor, er verrate in seinem im Druck befindlichen Werke über Fortifikationen die Geheimnisse der Basler Befestigung, an der er mitgewirkt. Faulhaber verteidigte sich in seinem Schreiben vom 19. August vor der Obrigkeit, es sei wohl wahr, daß er im fünften Abschnitt seines Buches die Stadt Basel anführe; vom Ausbringen von «heimblichkheiten der statt Basel, dardurch dieselbige in gefahr oder schaden gefüert werden khöndte», sei keine Rede, da er viel zu gewissenhaft und ehrlich sei, als daß er Gutes mit Bösem vergelten könne. Zudem stehe er noch immer mit Basel in Verbindung und wolle diese auch aufrecht erhalten, wie die Kopie seines gleichzeitigen Briefes an den Basler Rat bezeuge.

Dieses Schreiben Faulhabers, ebenfalls vom 19. August 1628 datiert, mutet uns jedoch wie eine Art von Erpressung an (Bau-Akten Z 1). Der Ingenieur versprach, vorläufig nichts zu publizieren, bis er vom Basler Rat erfahren habe, auf welche Weise er mit ihm «tractiren», d. h. vertraglich übereinkommen wolle. Er verpflichtete sich erstens, den geplanten fünften Abschnitt seines Werkes, in dem die Stadt Basel erwähnt wurde, wegzulassen, zweitens, daß er sich zu keinen Diensten gegen die Stadt Basel gebrauchen lassen wolle, drittens daß, wenn er großen Potentaten seine neu erfundene geheime «stratagemata», wie man große und feste Städte ohne besonderes Blutvergießen einnehmen könne, mitteile, er darauf tendieren werde, daß die Stadt Basel ausgenommen sei, viertens verpflichte er sich, wenn man dies begehre, der Stadt Basel beizuspringen, wenn ihr eine Belagerung drohen sollte. Dagegen verlange er als Entgelt «für solche Ehrliche guthalten vnd trew järlich 100 oder mehr Reychs thaler wartgeld sampt 2 oder 3 saum guten Basel wein . . . », welch letzteren er scheinbar ausnehmend schätzte. Es habe ihm Herr Lux Iselin der Jüngere, Deputierter über die Fortifikation, genugsam versprochen, daß der Rat ihn für seine geleisteten Dienste belohnen werde; doch sei dies dann mit «bösem gellt (den Reychs thaler zu 4 fl.») geschehen, obgleich kurz zuvor durch Mandat bestimmt worden sei, daß die Besoldungen in guter Währung ausbezahlt werden müßten. Am Schluß seines Briefes bat Faulhaber den Basler Rat, wegen dieser Übereinkunft mit seinem früheren Kostgeber in Basel, einem M. Lucius (vielleicht

M. Basilius Lucius, der damals in der Elisabethen wohnte, oder Ludwig Lucius in der Aeschenvorstadt ?), zu «tractiren», als wenn er selber gegenwärtig wäre; der werde ihm das Empfangene schon überschreiben (Bau-Akten Z 1).

Die Ulmer Ratsherren schienen an diesem Schreiben nichts Sonderbares zu finden. Sie verboten Faulhaber zwar, Geheimnisse auszubringen, die der Stadt Basel zum Nachteil gereichen könnten und drohten ihm im Übertretungsfalle Strafe an, meldeten aber ihren Ratskollegen, daß ihnen bisher nichts derartiges bekannt geworden sei.

Am Ende des Krieges

Damit war die Angelegenheit vermutlich erledigt. Sie hatte weiter keine Folgen, auch nicht die, daß Basel nun seine Befestigungen abgeändert hätte. Selbst als die fremden Heere von 1633 an in bedrohlicher Nachbarschaft Basels ihre Schlachten schlugen, Durchzüge durch das baslerische Gebiet und Einfälle in manche Dörfer der Landschaft an der Tagesordnung waren, geschah zur Verstärkung der Wehrbauten in Basel so viel wie nichts. Man suchte sich durch politische Verhandlungen und eine verstärkte Bewachung zu schützen. Es kam Basel zugute, daß die kriegführenden Mächte einen neutralen Ort brauchten, wo sie sich verproviantieren, ihre finanziellen Transaktionen durchführen und gegenseitig Spionage treiben konnten. Habsburg-Österreich sowohl wie Frankreich-Schweden hatten alles Interesse daran, daß die Stadt am Rheinknie nicht in die eigentlichen Kriegshandlungen gezogen wurde. Von beiden Parteien weilten stets eine Reihe von Vertretern in Basel; schwedisch-französische Heerführer, wie Johann Ludwig von Erlach und Johann Christoph von der Grün, erwarben sich Liegenschaften in der Stadt oder Schlösser in der Nachbarschaft, wo sie ihre Familien einquartierten und selber ihre Ruhepausen verbrachten.

So konnte es sich der Rat ersparen, kostspielige Wehrbauten aufzuführen. Höchstens wurde einiges ergänzt und verbessert. Welche Bewandtnis es mit den Bastionen auf sich hat, die Matthäus Merian in einem Stich von 1642 am obern Ende von Kleinbasel, vor der Kartause und dem Riehentor einzeichnete, ist nicht zu erklären. Vielleicht wußte Merian, als er seinen Prospekt aufnahm, von einem Projekt,

das später nie zur Ausführung kam. Jedenfalls sind sie auf keinen späteren Darstellungen und Plänen Kleinbasels – mit einer einzigen Ausnahme, einem nach Merian 1664 geschaffenen Stadtprospekt – mehr zu sehen; auch haben sie keine baulichen Spuren hinterlassen.

Im Verlaufe des späteren 17. Jahrhunderts wird immer wieder davon berichtet, daß manche der Schanzen in schlechtem Zustande seien. Besonders die 1624 hastig aufgeworfene Bastion beim Drahtzug gab zu Bedenken Anlaß. Ein noch vorhandener Grundriß und Ratschlag, der vielleicht von Geometer Jakob Meyer (1614–1678) stammt, schlägt die notwendige Instandstellung vor (Kdm. I, S. 158). Ein weiterer Plan, mit 1686 datiert, gab das «presthaffte Gewölb» und die darauf gesetzte Plattform beim St. Johanntor wieder; er ist von Georg Friedrich Meyer signiert und sollte dazu dienen, daß größere Kosten für die Instandstellung vermieden und doch die «Defension» wieder erreicht werden konnte.

Andere Bauarbeiten wurden damals am Vorwerk des St. Johanntores durchgeführt, wo am Fenster des malerischen Erkers die Jahrzahl 1670 zu sehen ist. Auch die Verzierung der Schußlöcher am gleichen Vorbau beweist, daß der Rat damals mindestens ebensosehr bestrebt war, dem Tor einen gefälligen Schmuck zu geben, als die Defensivkraft des Wehrbaues zu heben. Die Befestigungen, welche an den oberen Enden von Groß- und Kleinbasel in den Rheinstrom vortraten, müssen gegen Ende des 17. Jahrhunderts eine Veränderung erfahren haben. Auf beiden Seiten wurde ein barockes Türmchen in der Fortsetzung der äußern Grabenmauer errichtet; beide waren mit einem lustigen Haubendach abgeschlossen. Das rechtsufrige Türmchen, das den Landplatz der «Baar» vor der Kartause beschützte, verschwand im Jahre 1863; dagegen hat sich der «Letziturm» im «Dalbeloch» erhalten, allerdings nicht ohne daß sein Fuß durch die Aufschüttung des Albanrheinwegs verdeckt wurde. Zweimal finden wir am malerischen Bauwerk die Jahrzahl 1676.

Bau der Festung Hüningen

Wie eine Befestigung aussehen sollte, die allen modernen Ansprüchen genügte, mußten die Basler mit großem Erstaunen merken, als vor ihren Toren die französische Festungsstadt Hüningen entstand.

Nach dem Frieden von Nymwegen (5. Februar 1678), der Frankreich die ihm schon 1648 zugefallenen elsässischen Ländereien beließ, begannen die großzügigen Arbeiten für die strategische Sicherung der neuen Provinz. Als obere Eckbastion des gewaltigen Festungsgürtels am Rhein ließ König Ludwig XIV. durch seinen berühmten Kriegsbaumeister Sébastien le Prestre de Vauban (1633–1707) nahe der Landesgrenze eine feste Stadt errichten, die dem Idealbild einer solchen nach außen und innen entsprach. Ihr Grundriß, der von vielen Bewunderern auch aus Basel aufgenommen wurde, zeigt uns zur Genüge, was von der damaligen Kriegstechnik an Gräben und Wällen, vielfach und in Sternform um den Kern der Stadt gelegt, gefordert wurde. Basel hätte wohl Unsummen aufbringen müssen, wenn es sich einen ähnlichen Sicherungsgürtel im ganzen Umfange zugelegt hätte.

Trotzdem der Basler Rat und die Eidgenossen gegen den Bau der neuen Festung Einspruch erhoben, wurde die gewaltige Anlage unter ihren Augen vollendet. Da gleichzeitig die Burg Landskron als seitliche Sicherung Hüningens einen Ausbau erfuhr, geriet die Rheinstadt sozusagen in die Zange französischer Fortifikationen. Sie fühlte sich von dieser Seite her stark gefährdet und beaufsichtigt und war gezwungen, die Politik des französischen Königs stillschweigend hinzunehmen. Dafür ersparte ihr die Festung Hüningen aber, in den Kampf zwischen Frankreich und dem habsburgischen Herrscherhaus mit hineingerissen zu werden. Beide Mächte verzichteten darauf, sich des strategischen Wertes von Basel zu bedienen und stützten sich auf dessen «Ersatzorte»: den französischen Heeren diente Hüningen als Deckung des Rheinknies und als Brückenkopf für den Übergang nach Vorderösterreich; auf habsburgischer Seite hatte das kleine Rheinfelden alle Unbill und Schrecken des Krieges zu tragen.

Aus diesen Ursachen ist es zu erklären, daß die Stadt Basel trotz allen Gefahren, welche die Kriege Ludwigs XIV. und des XV. mit sich brachten, auch ohne zeitgemäß verbesserte Befestigungen verschont blieb. Ein ernsthafter Angriff von der einen oder andern Seite hätte für die Stadt bestimmt mit einer Katastrophe enden müssen. Weil ein solcher nie geschah, glaubte der einfache Bürger weiterhin an den guten Schutz von Mauern und Toren; die wenigen, die um die Schwäche der Stadtbefestigung wußten, behielten ihre Kenntnis für sich. Der Rat war ängstlich darauf bedacht, seine Politik dieser Tatsache anzugleichen, ohne es nach außen merken zu lassen.

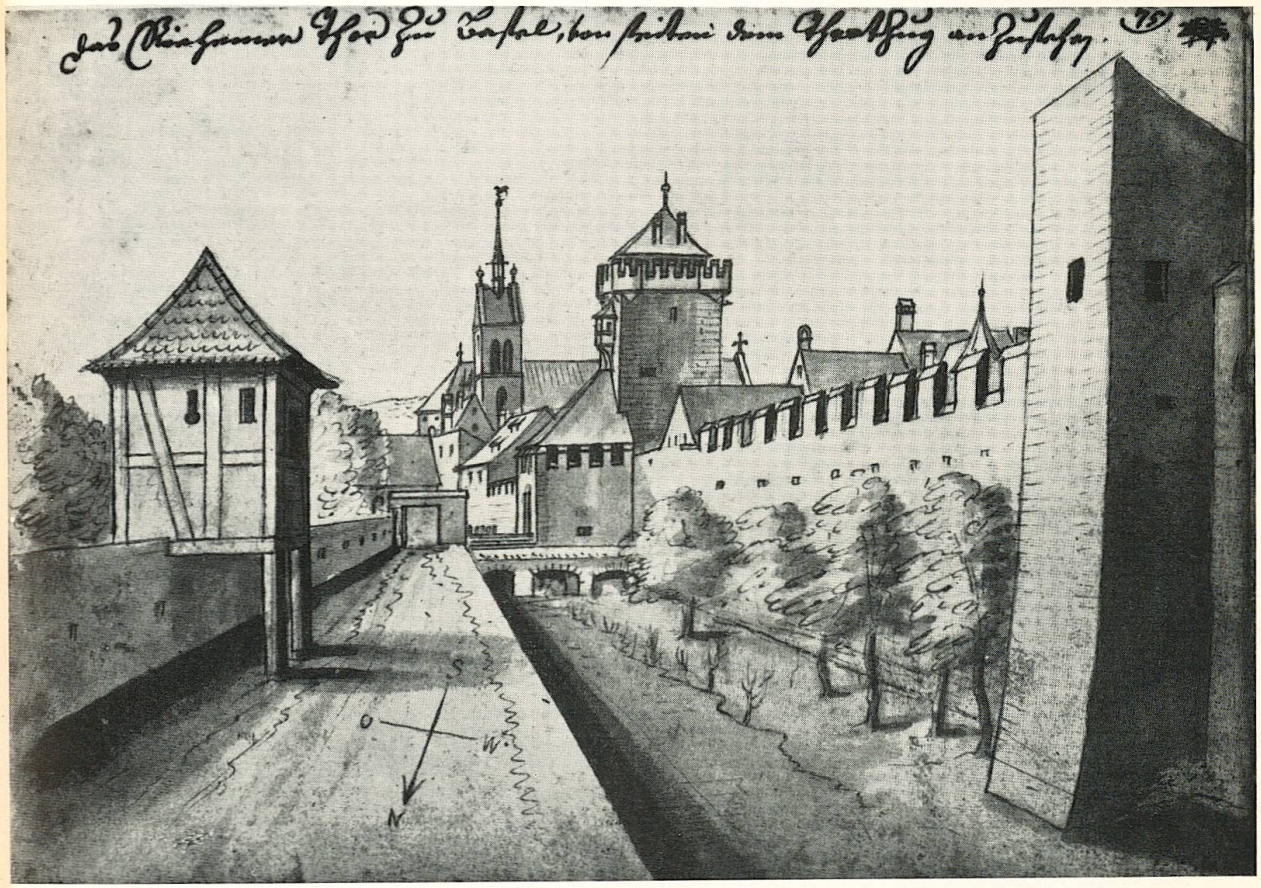
7. Die Stadtbefestigung im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert

Erhaltung des Bestehenden

Nachdem darauf verzichtet worden war, die Stadtbefestigung den Anforderungen der neuzeitlichen Kriegsführung anzugleichen, führten Basels Mauern ein recht beschauliches Dasein. Dem Rate kam es vor allem darauf an, die Stadt polizeilich gut verschlossen und den Verkehr stadtein- und stadtauswärts überwacht zu wissen. Die notwendigen Einrichtungen für Visitierung der Passanten und Erhebung von Zöllen für Mensch und Vieh, Wagen und Waren wurden stets in gutem Stand gehalten, die Schranken vermehrt und die Zollerhäuschen verbessert. Noch ist uns auf der Innenseite des St. Johanntores ein solches kleines Gebäude erhalten geblieben, das zu Anfang des 19. Jahrhunderts neu erstellt worden ist.

Immer und immer wieder mußten die Verordneten zum Bauamt, die Lohnherren und die für das Kriegswesen beauftragten Ratsherren feststellen, daß die Mauern, Türme und Schanzen nicht den besten Zustand aufwiesen. Schon im Ratsprotokoll von 27. Juni 1696 hieß es: « Die Schanzen sind aller Orten verderbt und haben menniglich Schlüssel darzu; deswegen müssen die Schlösser verändert werden. Das Bauamt muß die Schanzen reparieren. . .» Auf den Wällen und Schanzen trieben junge Burschen ihren Mutwillen (1705); so waren etwa auf dem Ravelin beim St. Johanntor im Sommer 1702 die Palisaden ausgerissen worden. Immer wieder wurde geklagt, daß Leute, die nichts auf den Schanzen zu tun hätten, dort zu finden waren; die Tore zu diesen Befestigungswerken waren schlecht verschlossen, oft die Schlösser abgerissen (1712 und 1719). Der Wachen waren viel zu wenig auf der Mauer, als daß sie alles beaufsichtigen konnten. So war im Mai 1712 auf der Strecke vom Fröschenbollwerk bis zum Steinenbollwerk eine einzige Schildwache; damals wurde gewünscht, daß von einem Tor zum andern wenigstens vier Schildwachen aufgestellt werden sollten. Ob es dazu kam, ist fraglich.

Der Rat sah immer wieder darauf, daß keine Öffnungen in die Mauern gebrochen wurden. Da manche Bürger ihre Gärtchen im Stadtgraben hatten, Handwerker ihre Arbeitsplätze, wie etwa die Seiler ihre



13. Das Riehentor und der Kleinbasler Stadtgraben, um 1760.
Lavierte Federzeichnung von Emanuel Büchel.

14. Bläsitor und Untere Rebgasse. Aquarell von Anton Winterlin 1865.

Bahnen, daselbst anlegten, so war es begreiflich, daß sie sich den Zugang so bequem als möglich machten. 1734 inspizierten Lohnherr Fäsch und Werkmeister Pack die Mauern; sie wünschten, daß die Fallgatter beim Einlauf des Birsigs und der Teiche stets gut heruntergelassen werden, damit niemand weder hinein noch hinaus gelangen konnte. Auch sollten Schildwachen dazu gestellt werden. Im Kleinbasel fanden sie zwischen Bläsi- und Riehentor, an der Schanze beim Drahtzug mehrere Bäume im Graben allzunahe der Ringmauer stehen, die nicht nur dem Steinwerk schadeten, sondern auch ermöglichten, hinauf- und hinunterzusteigen. Die Rheinseite war ihnen ebenfalls zu wenig geschützt; die Pfalz fanden sie zur Abwehr zu hoch gelegen und wünschten, daß die «Salmenwaag» darunter zu «racommodieren», in gefährlichen Zeitläuften mit einer Schildwache und etlichen «Stuck», d. h. Geschützen auszustatten sei. Die inspizierenden Herren mußten ferner konstatieren, daß man aus allen Häusern der Großen und Kleinen Stadt an der Rheinseite mit Leitern und Seilen hinaussteigen könne «oder auch ohne derlei Behuf und Gebrauch, wan man nur einen Weidling zu seiner Disposition hat», ganz leicht aus der Stadt zu kommen sei. «Als sehen wir nicht, wie unsere Statt wohl beschlüssig gemacht werden kan», stellten sie mit großem Bedauern fest.

Hin und wieder mußten kleinere Teile der Befestigung repariert werden, so 1734 beim St. Albantor, 1764 am Aeschenbollwerk, wo die «Losungsstuck» standen. In letzterm Jahre wurde vom löbl. Kriegskommissariat der Regierung gemeldet, daß «die Bollwerken und Ringmauern der großen Statt an eint und andern Orten sehr presthaft, also höchst nöthig, ausgebessert zu werden, welches uns zwar schon seit etlichen Jahren bekant, aber wegen vielfältigen Geschäften bis dahin nicht hat können undernommen werden». Das Lohnamt war damals mit dem Wasserbau im Birsig besonders beladen, so daß die äußerst dringliche Reparatur am Aeschenbollwerk von einem Maurermeister aus der Stadt, unter Aufsicht des Kriegskommissariats und des Lohnamts, ausgeführt werden mußte. Die notwendigste Arbeit kostete gegen 1200 lb; das weitere wurde auf das folgende Jahr zurückgestellt.

Im gleichen Jahre 1764 wurde von Lohnherren und Gescheid festgestellt, daß die an die Stadtgräben anstoßenden Privatgüter viel zu nahe heranreichten, so daß der äußere Rondenweg mehrfach unterbrochen war. Eine Änderung herbeizuführen war schwer, weil die Besitzer der Grundstücke ihre Anrechte mit Titeln beweisen konnten.

Weil es zu «kostbar» war, wenn der Rat diese Güter kaufsweise erworben hätte, so begnügte man sich damit, die Patrouillen weiterhin den Feldwegen nach um die Stadt gehen zu lassen; in Notfällen wollte man die Landbesitzer dazu anhalten, einen freien Durchgang durch ihre Güter zu gestatten.

1767 mußte neuerdings vom Lohnamt an Bürgermeister und Räte berichtet werden, daß an zahlreichen öffentlichen Bauten, besonders an Mauern und Schanzen vieles aus Mutwillen beschädigt worden sei. Buben machten sich ein Vergnügen daraus, mit Steinen nach den Scheiben der Wachthäuslein zu werfen. Auch geschah es ständig, den Vorschriften über die Schanzen zuwider, daß Esel, Schafe und Geißen, ja selbst Großvieh auf den Schanzen und Wällen geweidet wurden. Das Lohnamt wünschte, daß Verbottafeln anzubringen seien, wonach das Steinewerfen und Viehtreiben zu unterlassen sei; der Bürgerschaft sollte die Verordnung durch Zünfte und Vorstadtgesellschaften eingeschärft werden.

Auch die Gefängnisräume in den verschiedenen Türmen und Toren waren in schlechten Zustand geraten. Das merkte man besonders im Frühjahr 1775, als eine Gefangene, Angela Kreutzerin, auszubrechen versucht hatte. Das Bauamt mußte daraufhin alle Zellen besichtigen, ob sie wohl verschließbar waren. Wir erfahren dadurch, daß im Albanschwibbogen, «Bärenhaut» genannt, 5 solche Räumlichkeiten vorhanden waren, weitere 4 im Eselturm beim Barfüßerplatz, 5 im Spalenschwibbogen und 1 im Rheintor; unter diesen waren «harte» und «gelinde Gefangenschaften», von denen jede einen besondern Namen besaß. Verbesserungen wurden nur den Schlössern und Riegeln zuteil. Aber es scheint nicht besonders viel genützt zu haben; denn 1785 entkam ein Bernhard Müller aus dem Spalenturm.

Die Akten aus dem 18. Jahrhundert geben uns ein deutliches Bild, wie wenig die Kriegstüchtigkeit der Befestigung im Vordergrund stand. Höchstens wenn ein Kriegsgewitter am Himmel aufstieg und sich die großen Mächte am Rhein bekriegten, wurde nach dem Schutz der Mauern gefragt, ohne daß es große Konsequenzen nach sich zog. Man schloß die gefährlichsten Öffnungen, welche durchzubrechen sich die Anwänder der Mauer erlaubt hatten, hieb die Bäume in den Gräben um, hoffte aber im übrigen auf das rasche Vorbeiziehen des Unwetters. Bald genug zeigte sich wieder das friedliche Bild, wo Hirsche und Rehe auf weiten Strecken des Stadtgrabens weideten, wie uns dies schon aus

dem 15. Jahrhundert bezeugt ist und wie es auch Emanuel Büchel auf einer seiner Zeichnungen festgehalten hat (siehe Abb. 7).

Kriegsgefahren

Gefährlicher wurde es für Basel in den Revolutionskriegen von 1796 an, und besonders als 1799 die Schweiz selber Kriegsschauplatz geworden war. Jetzt wurden auch Erdwerke vor der bisherigen Stadtbefestigung aufgeworfen. Von 1802 bis 1806 wurde eine große Reparatur an Mauern und Gräben durchgeführt; schon damals beschworen diese Arbeiten die Frage herauf, wer die Auslagen auf sich nehmen sollte, die Stadtgemeinde oder der Helvetische Staat, resp. ab 1803 der Kanton.

Besonders bedrohlich näherte sich der Krieg, als Napoleon I. in Rußland geschlagen worden war und die Heere der Alliierten 1813 gegen Frankreich marschierten. Die Festung Hüningen wurde in höchsten Verteidigungszustand gesetzt und es waren heftige Kämpfe in Basels nächster Nachbarschaft zu erwarten. Auch trotz den Instandstellungen von 1802/06 hätte die Stadtumwallung einem Angriff von dieser oder jener Seite niemals standgehalten. Der Offizier der eidgenössischen Truppen, der 1813 die Befestigung untersuchte, entdeckte, daß diese besonders im St. Albantal unzureichend und eine Landung feindlicher Einheiten daselbst leicht zu bewerkstelligen war (Gustav Steiner, Der Bruch der schweizerischen Neutralität im Jahre 1813. Neujahrsblatt 1924, S. 105). Den schweizerischen Heerführern war es so gut wie dem Rat der Stadt bewußt, daß wenn die Alliierten einen Übergang über den Rhein in Basel erzwingen wollten, ein Widerstand nutzlos war. So trug recht eigentlich die schwache Stadtbefestigung Basels an dem Neutralitätsbruche schuld, den der Durchzug der alliierten Heere vom 21. bis 26. Dezember 1813 über die Rheinbrücke darstellte.

Wie bedroht Basel war, zeigte sich, als am 22. Dezember die Belagerung von Hüningen begann. Eine Reihe von Geschossen aus französischen Kanonen fiel in der St. Johannsvorstadt nieder und richtete neben Angst und Schrecken auch Sachschaden an. Erst als am 16. April 1814 die Kapitulation der tapfern Garnison erfolgte, ging die Gefahr für Basel vorläufig zu Ende. In eine ähnliche Lage geriet die Stadt nochmals, als Napoleon von Elba nach Frankreich zurück-

gekehrt war und Heer und Land ihm aufs neue zufielen. Die neue Besatzung von Hüningen warf zu ihrer Verteidigung Schanzen auf, deren Bestückung sich deutlich genug gegen Basel und seine Rheinbrücke richtete. Die Stadt war nun ihrerseits gezwungen, Gegenmaßnahmen zu ergreifen und errichtete vor der bisherigen Stadtbefestigung und in der weiteren Umgebung eine Reihe von Schanzen. Damals entstand auch die unter dem Namen «Batterie» bekannte Stellung auf dem Bruderholz, von der aus Hüningen und die Rheinufer unterhalb Basel übersehen und nötigenfalls beschossen werden konnten. Damit hatte der Hügel südlich von Basel die strategische Aufgabe übernommen, welche die nicht mehr zeitgemäße Umwallung der Rheinstadt kaum hätte erfüllen können.

Sobald der Friede eingezogen war, wurde in Basel der Wert der alten Stadtbefestigung wieder geringer angeschlagen. Man nahm zwar jetzt an einigen Toren Veränderungen vor, doch nicht um fortifikatorischer Zwecke willen. Das Riehentor wurde im Sinne der Romantik umgestaltet und erhielt anstelle des alten Abschlusses zwei schwerfällige Staffelgiebel und eine Turmuhr. Steinen- und Aeschentor verloren ebenfalls ihre schlichten Pyramidendächer und endeten mit Zinnen, die ihnen nicht zum Vorteil gereichten. Andere Bauten, die ebenfalls ihres Wehrcharakters verlustig gegangen waren, wurden zur Freude der Bürger mit Malereien ausgeschmückt. Schon immer war den Zifferblättern an den Zeitglockentürmen besondere Aufmerksamkeit geschenkt worden; nun erhielt noch als letzter der Tortürme der St. Johannschwibbogen durch die Hand des Malers Ludwig Adam Kelterborn 1836/37 an der Außenwand gegen den Totentanz hin ein Wandgemälde, das über der Uhr den Zeitgott Chronos und darunter Bacchus mit einigen lieblichen Kindergestalten darstellte.

Unerwartete Bedeutung bekamen die veralteten Befestigungswerke durch jene Ereignisse, welche den Stand Basel während der Dreißigerjahre zu tiefst aufwühlten. Da ein Angriff der aufständischen Landschäftler gegen die Stadt erwartet werden mußte, ließ der Rat – so gut dies ging – den Mauerring in Verteidigungszustand versetzen. Die Geschütze auf den Wällen wurden bis auf dreißig vermehrt; anfangs Mai 1832 wurde ein neuer Plan zur Stadtverteidigung entworfen. Es kam jedoch zu keinen Kämpfen vor Mauern und Toren; der Zwist zwischen Stadt und Land fand andersgeartete Erledigung, bei der leider Bruderblut floß.

Aber noch einmal hatten sich die Stadtbürger durch den Mauerkranz einigermaßen sichergefühlt. Das war vermutlich der Grund, weshalb man noch während einigen Jahren an der Erhaltung der Stadtbefestigung hing. Ja, als es 1844 galt, der bedeutsamen Erfindung der Eisenbahn in Basel Eingang zu verschaffen, war dies für Rat und Bürger nicht anders denkbar, als daß der neue Bahnhof, der auf das «Schellenmätteli» hinter der St. Johannsvorstadt zu liegen kam, durch ein neues Mauerstück und ein eigenes Eisenbahntor in den Bering hineingenommen und so «geschützt» wurde. Unterhalb des «Wasenbollwerks» (am Ausgang der innern Hebelstraße) und bis hin zum St. Johanntor wurden neue Fortifikationen angelegt, zu deren Bau man eigens den Genie-Obersten Salomon Hegner (1789–1869) von Winterthur nach Basel berief.

Noch bis in die 1850er Jahre hinein wurden die sieben bisherigen Tore und das neue Eisenbahntor jeden Abend geschlossen. Während der Nacht ruhte jeder Verkehr; ohne Störung durch Straßenlärm konnte der Bürger den Schlaf des Gerechten auskosten und frühmorgens frisch und munter an seine Arbeit gehen.

Insgeheim war jedoch schon die Epoche der Unrast angebrochen. Die Eisenbahn glich einem «Trojanischen Pferd», das – einmal durch die Stadtmauer hineingebracht –, aufs eifrigste mithalf, die völlige Veränderung alles Bisherigen zu erzwingen. Das «Stahlroß» war das Symbol einer neu anbrechenden Zeit, in der allem Neuartigen, aller Rastlosigkeit Tor und Tür geöffnet wurde. In ihr mußten schließlich auch die Befestigungswerke fallen, an denen Jahrhunderte gearbeitet und durch die unzählige Generationen ein Gefühl der Sicherheit gegen äußere Feinde gewonnen hatten. Heute wissen wir, daß die stärkste Mauer nichts zur Abwehr unheimlicher Kriegsgewalten nützen kann. Es gibt nur ein einziges Mittel, Schlimmstes zu verhüten: die Verständigung von Mensch zu Mensch, von Volk zu Volk, von Erdteil zu Erdteil.

BENÜTZTE QUELLEN UND LITERATUR

Akten und Quellenwerke

Staatsarchiv Basel Bau Z: Fortifikationen.
Finanz C: Jahrrechnungsbücher 1362–1476.
Finanz G: Wochen-Ausgabebücher 1401 u.f.
Ratsbücher C: Urkundenbücher (u.a. IX: 1606–1637).

J. Trouillat, Monuments de l'Histoire de l'ancien Evêché de Bâle. Tome I–V, Porrentruy, 1852–1867.

Rudolf Wackernagel, Rudolf Thommen und August Huber, Urkundenbuch der Stadt Basel. Herausgegeben von der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel. 11 Bände. Basel, 1890–1910.

Bernhard Harms/Emil Dürr, Der Stadthaushalt Basels im ausgehenden Mittelalter. Zweiter und Dritter Band: Die Ausgaben. Jahresrechnungen 1360–1535. Tübingen, 1910–1913.

Die Chronik des Fridolin Ryff 1514–1541 mit der Fortsetzung des Peter Ryff 1543–1585. Basler Chroniken Band I. Leipzig, 1872.

Literatur

Daniel Fechter, Das alte Basel, dargestellt nach seiner allmähligen Erweiterung bis zum Erdbeben. Neujahrsblatt 1852.

Daniel Albert Fechter, Topographie der Stadt Basel. In: Basel im vierzehnten Jahrhundert. Geschichtliche Darstellungen zur fünften Saecularfeier des Erdbebens am S. Lucastage 1356. Basel, 1856. S. 1–148.

Albert Burckhardt, Basels Baugeschichte im Mittelalter. Basler Jahrbuch 1885. S. 283–306.

Albert Burckhardt-Finsler, Baugeschichte Basels im XVI. Jahrhundert. Basler Jahrbuch 1886. S. 52–78.

Johannes Bernoulli, Die Kirchgemeinden Basels vor der Reformation. Basler Jahrbuch 1894. S. 220–244 (I. Teil).

Albert Burckhardt-Finsler, Beschreibungen der Stadt Basel aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Basler Jahrbuch 1908. S. 289.

August Bernoulli, Basel in den Dreißiger Wirren. III. Teil. 87. Neujahrsblatt 1909. S. 39.

E. Blum und Th. Nüesch, Basel einst und jetzt. Eine kulturhistorische Heimatkunde der Stadt Basel in Bildern. Basel 1911. Textband 1913.

August Bernoulli, Basels Mauern und Stadterweiterungen im Mittelalter. Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde. 16. Band, 1917. S. 56–85.

August Bernoulli, Basels Kriegsführung im Mittelalter. Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde. 19. Band, 1921. S. 106–129.

Felix Staehelin, Das älteste Basel. Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde. 20. Band, 1922. S. 127–175.

G. Burckhardt, Basler Heimatkunde. II. Band: Die Stadt Basel und ihre Nachbarstädte. Basel, 1927.

Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt. Band I. Basel, 1932.

Eduard Achilles Gessler, Bewaffnung, Wehr- und Befestigungswesen zur Zeit der Schlacht bei St. Jakob an der Birs. In Gedenkbuch zur Fünfjahrhundertfeier der Schlacht bei St. Jakob an der Birs. Basel, 1944. S. 146–151.

Gustav Steiner, Basels Weg zur Stadtfreiheit und zur eidgenössischen Gemeinschaft 123. Neujahrsblatt 1945.

Rudolf Kaufmann, Die bauliche Entwicklung der Stadt Basel. I. Die Altstadt Groß-Basel. 126. Neujahrsblatt. Basel, 1948. – II. Kleinbasel, Vorstädte, heutige Stadt. 127. Neujahrsblatt. Basel, 1949.

Rudolf Laur-Belart, Eine wichtige Entdeckung zur Topographie der Stadt Basel. National-Zeitung, Nr. 1, 2. Januar 1952.

C. A. Müller, Von Basels öffentlicher Bau- und Kunstpflege in den Jahrzehnten nach der Reformation 1529–1560. Basler Jahrbuch 1952. S. 20–57 (bes. S. 41–46).

Allgemeine Werke über das Befestigungswesen

A. von Zastrow, Geschichte der beständigen Befestigung oder Handbuch der vorzüglichen Systeme und Manieren der Befestigungskunst. 2. Auflage. Leipzig, 1839.

Krieg von Hochfelden, Geschichte der Militär-Architektur in Deutschland von den Römern bis zu den Kreuzzügen. Stuttgart, 1859.

August von Essenwein, Die Kriegsbaukunst (Die Baustile. Historische und technische Entwicklung, II. Teil, 4. Band, I. Heft). Stuttgart, 1889.

Max Jähns, Geschichte der Kriegswissenschaft vornehmlich in Deutschland (Geschichte der Wissenschaften in Deutschland, XXI. Band). 2 Bände. 1. Abteilung: Altertum, Mittelalter, XV. und XVI. Jahrhundert. Leipzig, 1889. 2. Abteilung: XVII. und XVIII. Jahrhundert bis zum Auftreten Friedrichs des Großen 1740. München und Leipzig, 1890.

Major Reuleaux, Die geschichtliche Entwicklung des Befestigungswesens vom Aufkommen der Pulvergeschütze bis zur Neuzeit (Sammlung Göschen No. 569). Leipzig 1912.

Raymond Ritter, Châteaux, Donjons et places fortes. L'architecture militaire française. Paris, 1953.

Erklärungen zu den Bildern

1. Das «alte Stadtbild» von Basel. Aquarell eines Unbekannten, um 1650, nach dem verschollenen Original. Privatbesitz Basel.

Nach dem vermutlich aus dem 15. Jahrhundert stammenden Originalbild, das im Basler Rathaus hing, wurden verschiedene Kopien angefertigt. Diese zeigen im großen und ganzen den gleichen Zustand der Stadt, «wie sie vor alten Ziten / ehe darin Clöster vnd Stiften waren / gelegen ist»; doch weichen die verschiedenen Darstellungen in Einzelheiten voneinander ab, so daß anzunehmen ist, das Original sei bei diesen Umzeichnungen schon in schlechtem Zustande gewesen. Nachdem das letztere 1707 auf Befehl der Häupter nochmals von Johann Rudolf Huber kopiert worden war, verschwand es für immer.

Das hier abgebildete Aquarell weist vor allem am Münster interessante Einzelheiten auf. Die linksufrige Stadt hört, wie bei allen Kopien nach dem «alten Bild», beim Salzturm auf. Dahinter steht, im noch freien Birsigtal, die Burg «Danneck» auf ihrer Höhe, anstelle des St. Leonhardsstiftes. Eigentümlich ist, daß bei diesen Darstellungen stets Kleinbasel erscheint, das 1225 entstand, während in Großbasel ein Zustand festgehalten ist, den man etwa für die Zeit 1150 annehmen muß.

2. «Grundriß der Statt Basell, sampt einem Dessein, wie solche könte fortificiert werden.» Entwurf zu einer Neubefestigung der ganzen Stadt. Um 1623. Aquarellierte Federzeichnung, unsigniert. Staatsarchiv Basel.

Als Unterlage diente ein Stadtplan, der vielleicht noch auf den 1588 vom Maler Hans Bock geschaffenen Grundriß zurückging. Wir finden darauf aber nicht nur die mittelalterlichen Befestigungen, sondern daran angefügt auch alle Verstärkungen, die bis zum Jahre 1623 gebaut wurden oder im Bau waren, so die Schanzen beim Steinentor und die Ravelins vor dem St. Alban- und dem St. Johanntor. Ebenfalls ist in einer punktierten Linie der günstigste Verteidigungsumriß Großbasels eingetragen, der die äußere St. Johannvorstadt und St. Alban außerhalb der Befestigung gelassen hätte, so daß sie dem Abbruch verfallen wären.

Der Entwurf eines gesamten «Royal-Werks» um die bestehende Stadt stammt wohl von Johann van Valkenburgh. Seine Durchführung hätte viel freies Gelände neu einschließen müssen und, wie Adam Stapf sehr richtig sagte, unerschwingliche

Kosten verursacht. Das umfangreiche Projekt sah 14 Bastionen in Großbasel, 6 in Kleinbasel, dazu 7 Ravelins vor der gezackten Grabenlinie und 4 große Hornwerke an den Rheinufern vor.

3. Der Spalenschwibbogen von außen. Vor 1838. Aquarell von Constantin Guise (1811–1858). Privatbesitz Basel.

Der innere Stadtgraben ist hier schon aufgefüllt. Rechts vom Tor wurde das Eckhaus gegen den Leonhardsgraben noch auf die alte Ringmauer gestellt. Die Häuser linkerseits dagegen wurden schon dem zugeschütteten Petersgraben angepaßt. Der Torturm stand, wie alle Tore der Mauer von 1200, etwas hinter die Ringmauer zurück.

4. Der Aeschenschwibbogen von außen. Zustand vor 1821. Aquarell von J. J. Schneider. Staatsarchiv Basel.

Bis zum Jahre 1821 zog sich der innere Stadtgraben noch den Steinenberg hinauf zum Albangraben. Der untere Teil vom Birsig an hieß bis dahin «Rahmengraben». Auf dem Bilde sind links der Esel- und der Wasserturm sichtbar. Im Vordergrund steht, am Eingang zur Aeschenvorstadt, der Brunnen mit dem Trauben fressenden Affen.

Ursprünglich besaß der Torturm bestimmt wie die andern ein Pyramidendach; an dessen Stelle trat der Abschluß mit Zinnen und einem Glockenträger. Das Glöcklein soll heute im Türmchen des Hofes «Ebnet» bei Ziefen hängen.

5. Das St. Johanntor mit der Schanze und der Johanniter-Kommende. Lavierte Federzeichnung von Emanuel Büchel, um 1740. Kupferstichkabinett Basel.

Blick vom rechten Rheinufer auf die weit nach Norden vorgeschobene äußere St. Johannsvorstadt. Seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts bestand in Basel eine Niederlassung des Johanniter-Ritterordens. Die Kapelle aus gotischer Zeit ragte hoch aus dem großen Areal der Komturei empor; 1680 wurde deren Schiff, 1775 auch der Chor wegen Baufälligkeit abgebrochen. Am Rheinufer erhob sich das Ritterhaus im Verbande mit der Uferbefestigung. An der St. Johannsvorstadt standen die Wirtschaftsgebäude, die sich zum Teil bis heute erhalten haben. Vom St. Johannstor weg zog die Ringmauer zum Thomasturm an der Ecke, der heute noch als niedriger Stumpf erhalten ist, da er oben abgenommen und an seinem Fuße durch den Rheinweg zugeschüttet wurde. Die Rheinschanze entstand nach 1620 im Anschluß an «Hinterfüllungen» der alten Mauer, mit denen schon Ende des 16. Jahrhunderts begonnen worden war. Auch die Bastion südlich des Ritterhauses verdankt dem 17. Jahrhundert ihr Entstehen.

6. Das St. Johanntor und das St. Johann-Bollwerk von Süden aus gesehen. Lavierte Federzeichnung von Emanuel Büchel, 1760. Kupferstichkabinett Basel.

Der schmale Streifen der St. Johannsvorstadt, der weit nach Norden vorsprang, war an der Landseite auf komplizierte Weise gesichert. Hier sehen wir das runde St. Johann-Bollwerk südlich des Tores. Im Vordergrund zeigt sich die Mauer einer zum «Metzgerturm» vorspringenden Ecke. Von hier zog die Mauer nach einem zweiten einspringenden Winkel den Klingelberg hinan zum Wasenbollwerk. Auf dem Bilde rechts Wirtschaftsgebäude und Kapelle der Johanniter-Komturei.

7. Das Spalentor von der südlichen Außenseite her. Lavierte Federzeichnung von Emanuel Büchel, 1758. Kupferstichkabinett Basel.

Das Bild gibt uns deutlich den Zusammenhang des Tores mit Ringmauer und Graben wieder, der uns heute schwer vorstellbar ist. Rechts erhebt sich der vieleckig in den Graben vorspringende, nach innen gerade geschlossene Wehrturm, der hier die Strecke zwischen Spalentor und Fröschenbollwerk sicherte. Im Graben tummeln sich Hirsche, wie dies während Jahrhunderten der Fall war.

8. Das Steinentor mit Birsigeinlauf und Elisabethenschanze. Lavierte Federzeichnung von Emanuel Büchel, 1757. Kupferstichkabinett Basel.

Das Tor zeigt sich noch in der Form, wie es seit dem 15. Jahrhundert bestand. Davor der Hof, in dem die Zollerhäuschen stehen. Links führt eine Doppelmauer über den Fluß; die höhere und ältere besaß einen lustigen, auf einer Insel stehenden Turm mit überhängendem Erkergeschoß. Auch die Vormauer wies zwischen den Bogen einen kleinen Wehrturm auf. Rechts vom Tor erblickt man auf der Höhe das Elisabethenbollwerk aus der Zeit um 1548, da Schertlin von Burtenbach in Basel wirkte. An das Bollwerk schloß sich seit den 1620er Jahren die in Winkeln vorspringende Elisabethen-Bastion an.

9. Birsigeinfluß und Steinentor, um 1865. Bleistiftzeichnung eines Unbekannten. Privatbesitz Basel.

Seit Büchels Zeit hat sich bis nach der Mitte des 19. Jahrhunderts hier wenig geändert. Nur das Steinentor hat sich eine «Verschönerung» gefallen lassen müssen. Es erhielt in den 1840er Jahren einen neuen obern Abschluß mit mächtigen Zifferblättern für die Uhr und eine recht gekünstelt aussehende Zinnenbekrönung ohne Dach. Heute wächst an dieser Stelle ein gewaltiges Hochhaus empor und macht den Zustand, wie er bis vor 90 Jahren hier anzutreffen war, noch unwahrscheinlicher.

10. Blick vom Aeschenbollwerk nach der Elisabethenschanze und gegen Elisabethenstraße und innere Stadt. Lavierte Federzeichnung von Emanuel Büchel, 1745. Staatsarchiv Basel.

Im Vordergrund sehen wir die Schießluken der kreisrunden Bastei, die seit etwa 1540 die Südostecke der Stadt sicherte. Die von hier aus gegen die Elisabethenschanze führende Ringmauer war in ihrer ganzen Länge durch einen Wall aus dem Ende des 16. Jahrhunderts «hinterfüllt». Der aus dem Mittelalter stammende «Harzturm», im Jahre 1849 «Steinhäuser Thurm» genannt, ein vieleckig in den Graben vorspringender Bau, stand etwa dort, wo heute die Elisabethenstraße auf die Wallstraße stößt. Innerhalb der Mauer stand die große «Spitalscheuer», nach welcher der Gassenzug während Jahrhunderten bezeichnet wurde.

Hinter der um 1623 aufgeworfenen Elisabethenschanze erkennen wir die obern Teile des Bollwerks «Dorn im Aug» aus den Jahren um 1548. Abgebrochen und aufgefüllt 1858/60.

11. Blick in den St. Albangraben und auf das Aeschentor, um 1860. Bleistiftzeichnung eines Unbekannten. Privatbesitz Basel.

Rechts vorne sehen wir den «kleinen hohen Rundturm», wie er im Verzeichnis von 1849 genannt wurde. Weiter weg erhebt sich der «Große Rundturm», der ebenfalls nach innen gerade schloß. An seinem vorkragenden Obergeschoß ist ein Baselstab sichtbar. Links von ihm ist der Rest des «Malzgaßturmes» zu erkennen, der nach 1849 in seinen obern Teilen abgetragen wurde.

Das Aeschentor zeigt sich hier schon ohne sein Pyramidendach und ohne Vortor und Erker, da es um 1840 unschön verändert wurde.

Der Abbruch dieser Befestigungsteile erfolgte 1857/9, des Aeschentors 1861. Heute führt hier die Albananlage durch.

12. Das St. Albantor von der Außenseite. Lavierte Tuschzeichnung eines Unbekannten. Um 1800. Staatsarchiv Basel.

Links der mittelalterliche Torturm mit dem ziemlich weit vorgeschobenen Torhof davor. Die anschließende Ringmauer wendet mit einem Knick um. Oben am Giebel eine Sonnenuhr. Über den Graben führt eine Holzbrücke zum äußeren Vortor, das mit dem Zollerhaus an der westlichen Seite der Schanze, dem «Ravelin» aus dem 17. Jahrhundert, steht. Über den äußeren Graben führt eine weitere Holzbrücke.

13. Das Riehentor und der Kleinbasler Stadtgraben, um 1760. Lavierte Federzeichnung von Emanuel Büchel. Kupferstichkabinett Basel.

Das Tor zeigt sich hier in seinem aus dem 16. Jahrhundert stammenden Aussehen, mit Zinnenrundgang, Außenerker und gedecktem Vortor. Rechts im Bilde

der viereckige «Iltisturm» (1849 noch so genannt), der mit einem nach innen fallenden Pultdach abgedeckt war. Im Hintergrund die Theodorskirche. Eigentümlich ist das auf Stelzen stehende Gartenhäuschen.

14. Bläsitor und Untere Rebgasse. Aquarell von Anton Winterlin, 1865. Stadt- und Münstermuseum im Kleinen Klingental.

Es scheint, daß der Torturm in seinen oberen Geschossen nach innen ursprünglich offen war, wie dies bei Türmen in Freiburg i. Ü. noch heute zu sehen ist. Links vom Tor der «Bläsihof», das Verwaltungsgebäude und Absteigequartier des Klosters St. Blasien im Schwarzwald, das in Basel und Umgebung große Güter besaß. Die Gassenfront muß aus der gotischen Fassade, wie sie noch Matthaeus Merian zeigt, anfangs des 19. Jahrhunderts umgebaut worden sein. Dieser wichtige Hof gab dem Tor und auch dem Quartier den Namen; heute steht er leider nicht mehr, so wenig wie das Tor und die übrigen auf dem Bilde sichtbaren Häuser.

Die photographischen Unterlagen zu den Abbildungen wurden uns in verdankenswerter Weise durch die Öffentliche Basler Denkmalpflege beschafft. Die Mehrzahl der Bilder, vor allem die von Emanuel Büchel, befinden sich in der Öffentlichen Kunstsammlung (Kupferstichkabinett) und im Staatsarchiv. Wir möchten diesen Instituten für die Hilfe bei der Auswahl der Darstellungen aufs beste danken. Ebenfalls sei nicht unterlassen, Frau E. La Roche-Iselin und Herrn Hans A. Burckhardt für die freundliche Bewilligung, die ihnen gehörenden Bilder reproduzieren zu dürfen, unsern Dank auszusprechen.

Grundriß der Stadt Basel

mit Benutzung des Planes von Samuel Ryhiner (1784)
gezeichnet und herausgegeben von

Heinrich Keller in Zürich 1832

Angaben zu den hier eingezeichneten Teilen der Stadtbefestigung

(auf dem Plan von oben nach unten, d. h. von Norden nach Süden, abzulesen)

GROSSBASEL

Innerer Bering (von 1200):

St. Johannschwibbogen, ehemals Kreuztor genannt.

Spalenschwibbogen.

Leonhardstürlein, älterer Nebenausgang über den innern Graben (der 1832 aber schon zugeschüttet war).

Eckturm beim Lohnhof, über dem «Ochsengraben», heute nach dem anstoßenden Hügel Kohlenberg genannt.

Beim Ausgang des Barfüßerplatzes sind Eselturm und Wasserturm mit samt dem «Rahmengraben» und dem «Langen Steg» verschwunden und haben vor 1832 dem Steinenberg und dem neuen Stadtcasino Platz gemacht.

Aeschenschwibbogen, die Freie Straße abschließend, deren oberster Teil noch im letzten Jahrhundert «In der Tiefe» hieß.

St. Albanschwibbogen oder «Kunostor», auch «Bärenhaut» genannt.

Äußerer Bering (nach 1360):

St. Johannstor, rechts davon die Rheinschanze, links davor das Ravelin aus dem 17. Jahrhundert.

St. Johannrundell, Bollwerk aus dem 16. Jahrhundert.

«Metzgerturm», an der vorspringenden Mauerecke, Ende des 16. oder anfangs des 17. Jahrhunderts erneuert.

Ringmauerstrecke am Klingelberg, mit drei Türmen.

Wasenbollwerksturm an der ausspringenden Ecke, dahinter das breitrechteckige Wasenbollwerk, auch «Hoher Wall» genannt, aus der Zeit nach 1530.

Einspringende Strecke der Ringmauer beim Stachelschützenhaus.

Spalentor, mit den beiden vortretenden Flankentürmen.

Fröschenbollwerk, am Ende der Fröschgasse, heute Schützenmattstraße.

Ehemaliges Eglofstor, an der einspringenden Ecke der Ringmauer bei der «Lys», schon nach 1400 vermauert, als «Leimentor» um 1840 für wenige Jahre benützt.

Gerade Mauerstrecke mit einem Turm, dem heutigen Steinengraben entlang.

St. Leonhardsbollwerk oder «Wag den Hals», 1548 erbaut, mit einem «hinterschütteten» Wall rechts davon, und der St. Leonhardsbastion oder Schanze links davor, aus den Jahren 1623/4.

Doppelmauer über den Birsig, mit dem Wehrturm im Flußbett.

Steinentor, am Ende der «Tor Steinen».

Bollwerk «Dorn im Aug» von 1548, südlich dabei die Elisabethenschanze von 1623/4.

Der «Harzturm», auch «Steinhäuser-» oder «Schäferturm» genannt, am Ende der Elisabethenstraße («bei der Spitalschüren»).

Aeschenbollwerk oder -rondell, aus der Zeit um 1540, an der Südecke der Stadt.

Mauerstrecke mit drei Türmen, dem heutigen Aeschengraben entlang.

Aeschentor, im Mittelalter auch «Hertor» genannt.

Mauerstrecke mit fünf Türmen, an Stelle der heutigen Albananlage.

St. Albantor, mit dem davor gelegenen Ravelin, der St. Albanschanze.

Der Fröschen- oder Mühlegraben im Albantal mit drei Türmen. (Es fehlt auf dem Plan das Letzitürmchen am Rhein als Abschluß der äußern Grabenmauer.)

KLEINBASEL

Klingental-Kloster mit der nach Norden ausgreifenden Befestigung, an deren Ecken je ein Turm steht.

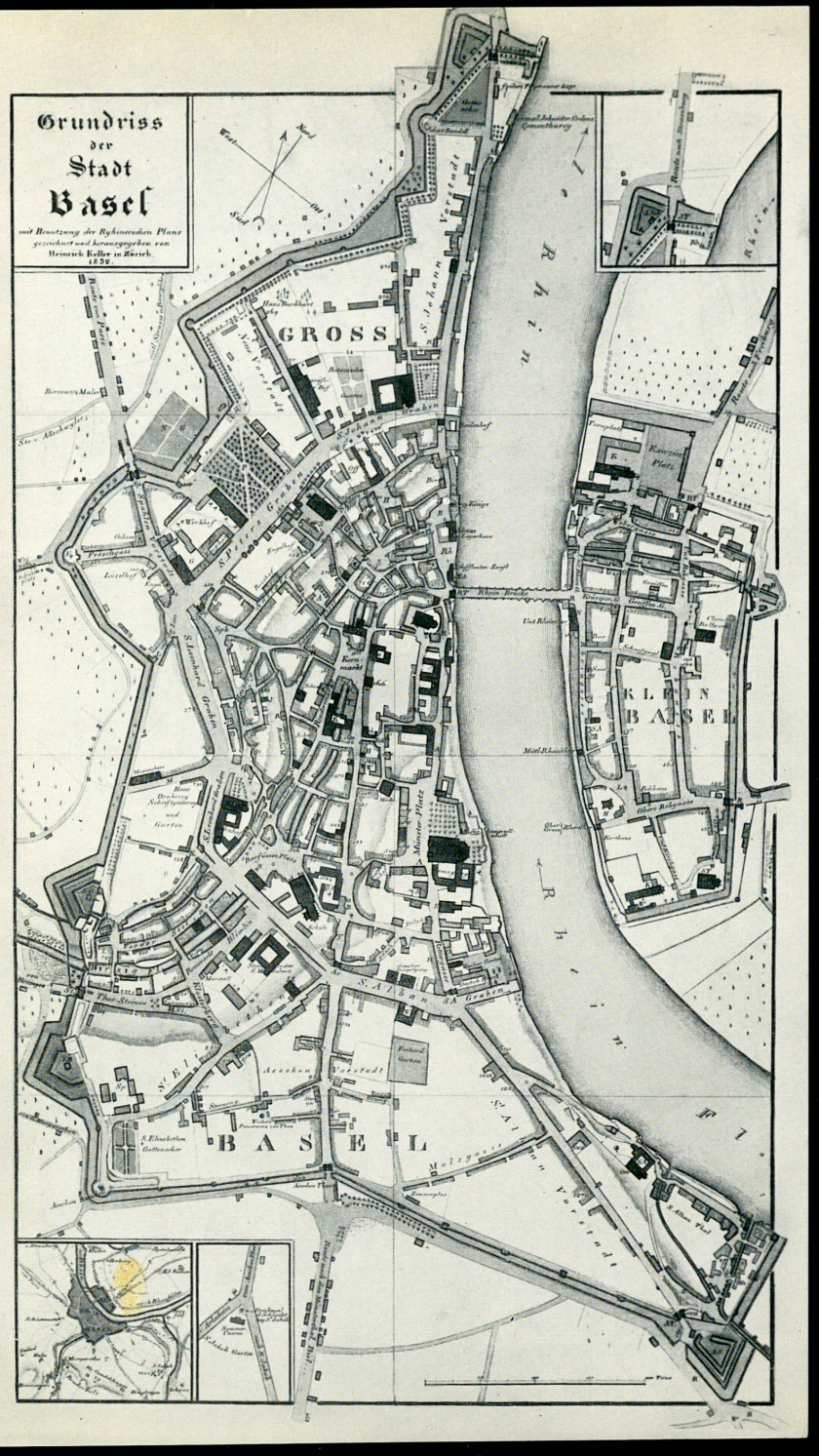
Bläsitor (auf dem Plan BT). 1832 stand nur noch das innere Tor; das äußere, das sich im Zuge des «Schindgrabens», heute Klingentalgraben genannten nördlichsten Mauerteils Kleinbasels erhob, ein malerischer Bau mit Eck-Erkern, ist schon abgebrochen mitsamt Mauern und Gräben gegen Osten.

Rumpelturm, an der Nordostecke von Kleinbasel.

Drahtzug, vor die Landfront Kleinbasels vortretende Bastion vom Spätherbst 1624, zum Schutze des Teicheinlaufs und der dortigen Gewerbebetriebe errichtet.

Mauerstrecke an der Landfront. Die beiden Türme in deren Mitte sind in diesem Plan nur schwach angedeutet (über dem Buchstaben «L»).

Riehentor, mit dem umbiegenden Teich davor.

Isteinerturm, an der Ecke der äußern Mauer, vor der St. Theodorskirche.

Stadtgraben zum Rhein, an dessen Ende das Letzitürmchen beim Ländeplatz der «Baar». Auch der Kran ist auf dem Plan angegeben.